

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

Es täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 3,30 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 28 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Postabonnement 3,30 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1890 unter Nr. 892, V. Nachtrag.)
 Der Kreuzband, täglich durch die Expedition, für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2 Mark, für das übrige Ausland 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Beuthstraße 3, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 9 Uhr Vormittags geöffnet.
 Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Beuthstraße 3.

Kapitalistische Paradoxe.

Die kritische Thätigkeit der Sozialdemokratie, welche auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruht, hat sich stets als ein wirksames Mittel zur Aufklärung des Volkes erwiesen. Indem sie die auf allen Gebieten vorhandenen Gegensätze nader rückt, war es ihr leicht, darzutun, daß das gegenwärtige Gesellschafts- und Wirtschaftssystem ungesund und ungerecht sei. Und das System ist ungemein an solchen drastischen Gegensätzen und Paradoxen, deren Beleuchtung jedem geistig Blinden die Augen zu öffnen vermag. Einer der ärgsten Widersprüche liegt in der Behauptung von Ueberproduktion, der auf der anderen Seite Mangel und Entbehrung gegenübersteht. Dieses Miß, durch einzelne Beispiele aus dem praktischen Leben dargestellt, muß unfehlbar auf Jedermann aufklärend wirken. Den Widerspruch von der behaupteten Ueberproduktion kann man noch ferner in überzeugender Weise darlegen unter Bezugnahme auf das sogen. „National-Einkommen“. Wir haben da z. B. Sachsen, das 1882 ein Gesamteinkommen von 1151 Millionen Mark verzeichnete, welche Summe sich auf 1162 694 amtlich Einzeleinkommen vertheilte. Auf den Einzelnen entfiel ein jährliches Einkommen von 910 M. Mit diesem Betrag kann man nur ein dürftiges Leben führen, worüber wohl keine getheilte Meinung bestehen bedürfte. Wenn wir aber gute, Lehrer, Beamte, Geschäftsleute etc. sehen, die ein Jahreseinkommen von 3000 M. haben, so können wir bei ihnen ein geordnetes anständiges Leben beobachten, aber von einem Ueberfluß, von einer Verschwendung, kann bei nem solchen Einkommen nicht geredet werden. Man wohnt eben möglichst gesund, ist und trinkt nahrhaft und kräftig, kleidet sich anständig, befriedigt einigermassen seine geistigen und geselligen Bedürfnisse und hält von seiner Familie die Noth fern — und bei dieser Lebenshaltung, die nichts Unvernünftiges aufweist, gehen die 3000 M. bis zum letzten Pfennig Jahr für Jahr auf. Der Arbeiter wirbt sich vermittelst seiner für die Gesellschaft nützlichen Arbeit den Anspruch auf die gleiche Lebenshaltung, und nehmen wir nun an, es lebten alle Bürger in Sachsen so, wie mit dem bezeichneten Einkommen gelebt werden kann, müßte das sächsische Nationaleinkommen mehr als dreimal so viel jährlich betragen, als es gegenwärtig beträgt. Aus dieser Thatfache ergibt sich der weitere Schluß, daß die moderne Güterproduktion, statt Ueberfluß zu erzeugen, vollständig unzulänglich ist, daß sie in der That und Wahrheit nur ein Drittel derjenigen Güterklasse darstellt, die erforderlich ist, wenn die minimale

Lebenshaltung der Bevölkerung so gestaltet sein soll, daß sie derjenigen entspricht, die heute ein Jahreseinkommen von 3000 M. ermöglicht.

Reicht ein Einkommen von 910 M. nicht hin, um sich über die Dürftigkeit des Lebens zu erheben, so werden die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse um so schlimmer, wenn die Mehrheit des Volkes tief unter jener Einkommensstufe steht. Es hatten nämlich im genannten Jahre 580 904 Bürger in Sachsen nur ein Einkommen bis zu 500 M. und 302 925 bis zu 800 M., 61 065 bis zu 950 und so immer weniger bis schließlich nur 5 sind, die über eine Million Einkommen beziehen.

Gegenwärtig beträgt unser Waaren-Export ins Ausland jährlich rund 3 1/2 Milliarden Mark. Diese ganze Gütermasse und noch mehr als eine ebenso große dazu wäre erforderlich, wenn wir das ganze deutsche Volk mit seinen 50 Millionen Köpfen aus dem Zustande der Noth und Entbehrung befreien und ihm ein etwas besseres Leben gewähren wollten. Das gäbe einen wirtschaftlichen Aufschwung, wie ihn der spekulativste Kapitalist sich nicht träumen läßt und dieser Aufschwung könnte bei Einführung vernünftigerer Gesellschafts-Prinzipien nicht bloß ein vorübergehender, sondern ein solcher von beständiger Dauer sein.

Paradox sind aber auch die Arbeitsverhältnisse für die Arbeiter. Das Unternehmertum sträubt sich gegen jede ernsthafte Sozialreform und es appelliert an alle Staatsgewalten, wenn die Arbeiter auf dem Wege der Selbsthilfe, der „freien Uebereinkunft“, sich günstigere Bedingungen gesichert wissen wollen. Wie blindwützig zieht die ganze, vor Loyalität überfließende, Bourgeoisie gegen die Arbeiterbestrebungen nach Verkürzung der Arbeitszeit los. Und doch wie vernünftig ist das Begehren der Arbeiter nach kürzerer Arbeitszeit, wenn sie zugleich darauf hinweisen, daß sie selbst durch die lange Arbeitszeit zu Grunde gerichtet werden, während andererseits hunderttausende von Arbeitern wegen Arbeitslosigkeit im Lande herumziehen und als „Bagabunden“ gesellschaftlich und offiziell geächtet werden. Die Bagabunden können keine Arbeit erhalten, weil die anderen, die beschäftigt sind, zu lange Zeit arbeiten. Aber das Unternehmertum ist für die einfache Vernunft unzugänglich; es möchte den beschäftigten Theil der Arbeiterklasse durch Ueberanstrengung ruinieren und Streikende mit Flinten und Säbel zu anderer Ueberzeugung bringen und die von der Bourgeoisie selbst produzierte Bagabundenarmee will sie in Zwangsarbeitsanstalten, in Zuchthäuser gesperrt und mit Ruthe und Peitsche bearbeitet wissen. Die heutige Gesellschaft sät zum physischen und moralischen Ruin ihrer Opfer noch die Ver-

achtung hinzu. Und doch brauchte gar Niemand 11 und 12 Stunden zu arbeiten und Niemand ein „Bagabund“ zu sein, wenn man etwas vernünftiger und menschlicher wäre.

Ein charakteristisches, bis zum Erzeß widersinniges Treiben spielt sich seit Jahren in der Lederindustrie ab. Trotz der exorbitant hohen Lederzölle hat das Leder noch immer nicht den Preis erreicht, den die großen Lederfabrikanten so sehnlichst wünschen. Die meistens zu den großen Unternehmern haltende Gerberpresse predigt nun seit langer Zeit schon in den rührendsten Jammertönen, die Gerber und Lederfabrikanten möchten die Produktion einstellen resp. wesentlich einschränken, um eine Leder-noth zu erzeugen und dadurch befriedigende Preise zu erzielen. Kürzlich ist nun einer wirklich auf den Spekulationskeim hereingefallen. In Neustadt a. O. (Großherzogthum Weimar) reduzierte ein großer Gerber seinen Betrieb ganz bedeutend und entließ 130 Arbeiter. Die Gerberzeitungen berichteten mit Genußthum davon; gleichzeitig brachten sie aber die Nachricht, daß sich in Bremen eine Aktiengesellschaft für Lederfabrikation mit einem Kapital von 300 000 M. gegründet hat. Wenn man will, kann man das Verjahren eine ganz gewissenlose Bauernfängerei nennen. Die größten Gerbereien resp. Lederfabriken retiriren nämlich gut und es sind pro 1889 10,16 bis 19 pCt. Dividenden von verschiedenen Gesellschaften vertheilt worden. Und diese Großproduzenten bestimmen den Lederpreis, gegen den der kleine Gerber und der schlechteingerichtete kleine Fabrikant nicht aufzukommen vermögen, und da wird den Kleinen von der Presse gerathen, die Produktion einzuschränken, damit die Großen allein das Gebiet behaupten können. Daß zuviel Leder produziert würde, will uns nicht einleuchten, so lange man auf der Straße bei jedem Schritte Leuten begegnet, die in zeretztem Schuhwerk nicht einmal die Füße genügend zu schützen vermögen.

Das Prinzip des modernen Wirtschaftssystems ist purer Widersinn, und man muß sich in der That wundern, daß ein solches widersinniges System sich so lange halten kann. Lebte der heilige Geist der Vernunft denn nur in wenigen Köpfen?

Korrespondenzen.

London, den 13. Juli. Das war eine ereignisreiche Woche. Sie eröffnete mit einer dreifachen Revolte. Meuterei in der Kaiserstadt, Meuterei in der Polizei und Meuterei im General-Postamt. Ueber den Verlauf dieser Bewegungen sind Sie bereits durch die Tagesberichte unterrichtet, es bleibt mir also nur, die sich aus denselben ergebenden Zusammenhänge festzustellen.

„Ja, aber die Stücke wirken doch,“ warf Alfred ein.
 „Daran zweifle ich keineswegs,“ antwortete Fritz, „doch müssen wir mal genauer zusehen, auf wen und wie. Der Appell an die Thränenröhren wird seine Wirkung nicht oft verjagen. Nun, dieses Mittel wendet unsere Dichterin immer und ewig an. In Berlin freilich ist Charlotte Birch-Pfeiffer schon abgethan; sie ist verdrängt durch das ebenso zu verachtende Gegentheil, durch das französische Theater. In den kleinen Städten aber ist das Publikum noch naiv genug, um an den Birch-Pfeiffer'schen Stücken Gefallen zu finden. Es stößt sich nicht an ihrer groben Immatur und Unwahrscheinlichkeit. In allen ihren Werken werden die Bösen bestraft, die Guten belohnt durch Reichthum, Ehrenstellen, reiche Heirathen. So geht's aber auf unserer Erde durchaus nicht zu. Im Gegentheil, die Verhältnisse sind thatsächlich ganz andere. Die Guten werden durchaus nicht belohnt, die Bösen durchaus nicht bestraft, falls sie nicht zufällig einen Strafgesetzbuchs-Paragrafen verlegt und das Pech haben, erlappt zu werden. Als ich am ersten Tage Sie kennen lernte, Herr Holmer, erzählte ich Ihnen von Berlin. Sie werden gewiß zugeben, daß die Arbeit etwas höchst verdienstvolles ist. In Berlin wird ungeheuer viel gearbeitet, aber erhalten diese Guten nach Birch-Pfeiffer'scher Manier den Lohn ihrer Arbeit? Ganz und garnicht. Weder der Handwerker noch der Arbeiter, weder der Kaufmann noch der Künstler, weder der Schriftsteller noch der Gelehrte! Nein, den Lohn erhalten diejenigen, welche den größten Besitz haben. Also wenn es nun irgend Jemand versteht, nicht mit den Gehehen zusammenzustößen, so trifft ihn keine Schuld, keine Rache, selbst wenn er sein ganzes Leben andere aus ihrem Eigenthum gestohlen hat. Im Gegentheil, je reicher er ist, desto größerer Schutz steht ihm zu Gebote, so daß

„Gefällt Ihnen das Stück nicht?“
 „Nein, ganz und gar nicht.“
 „So, warum nicht?“

„Ich habe bis jetzt drei Stücke der Charlotte Birch-Pfeiffer kennen gelernt und alle drei sind mir gleich widerwärtig. In allen dreien dieselbe überpannte Sentimentalität, die ihren Sitz nur in einer kranken Frauenphantasie haben kann. In jedem Stück ist ein Mädchen die Hauptrolle, die in Liebe zu einem großen und interessanten Manne erglüht, der sehr schön sein muß, wie Ginko, oder sehr stark, wie Modestier. Oder aber es ist ein blühnatürliches Mädchen, wie die Grille, der erst nach und nach ihre Liebe klar wird. Die ganze „Grille“ besteht aus lauter romantischem Tandelkram. So die Liebe der armen Grille zum reichen Sohn des Hauses; so die sogenannte bauerische Natürlichkeit der Grille, die der Glanzpunkt der Immatur ist, so der wilde Tanz im Mondschein, der grauenhaft sein soll und der dem erfahrenen Zuschauer ein Lächeln entlockt, so die Umwandlung der Grille durch die Liebe, der Reichthum der Fadet, während sie in Armut zu verkommen scheint. So die Liebe der Fadet zu dem Bruder des Barbeaud, das düstere Geheimniß des Zwillingshofes. Uebrigens scheint mir das Geheimniß bei den Birch-Pfeiffer'schen Stücken die Hauptrolle zu spielen. Die Wahnsinnige in der „Waise von Lowood“, die Enterbung des Ginko und hier das Geheimniß des Zwillingshofes. Alle drei Momente stammen aus demselben Kasten.

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. Im „Glöckner von Notre-Dame“ ist es beinahe ebenso. Und in „Mutter und Sohn“ da kehrt auch geheimnißvoll der Engländer jurid.“

Feuilleton.

Schauspieler-Clend.

Ein Stück aus dem Bühnenleben

von Julius Zart.

Eine tiefe dunkle Röthe war über Stirn und Backen gebreitet, der Unterkiefer starrte hervor. Ueber dem gestifteten braunen Rock trug sie eine schwarze Ueberjade, während ein selbes Taschentuch mit braunen Punkten wild um den Hals geschlungen war. In die Stirn hingen ebenfalls Büschel schwarzer grauer Haare, aus denen heraus ihm ein Paar schwarze, glänzende Augen bekannt entgegenstarrten.
 Als Bruder meines ehemaligen Geliebten sehen Sie ganz gut aus, Vater Barbeaud“, redete ihn die hegenartige Gestalt scherzend an. Der geöffnete Mund zeigte zwei Reihen glänzend weißer Zähne, die grell von der kupfernen Farbe des Gesichts abstachen und aus denen einige Zähne wie herausgeschlagen schienen.
 „Gnädige Frau, Sie sind's! Wie sehen Sie aber aus?“
 „Na, als Pöze muß ich mich doch ein wenig grauenhaft machen, um die Kinder zu erschrecken.“
 „Nun, in diesem Aufzuge und mit diesem Aussehen können Sie wohl auch Großen ein unheimliches Grauen einjagen. Doch Sie haben recht, sehr recht sogar. Die Uebertreibung ist in diesem Stück nöthig, da es sonst allzu unwahrscheinlich ist.“
 Klara sah den Sprechenden groß an.

Am einfachsten oder, wie man bei Ihnen sagt, am glattesten verließ der Streik bei den Garde-Grenadieren. Dieselben fanden, daß sie seit einiger Zeit mehr als nötig für Ehrenwachen und Drill in Anspruch genommen wurden, und blieben am Montag ruhig auf ihren Bänken. Erst als nach ihnen geschickt wurde, erschienen sie, aber keineswegs in vorschrittswähliger Kleidung. Ueber dieses insubordinationsmäßige Verhalten zur Rede gestellt, erklärten sie, es sei dies der einzig wirksame Weg gewesen, ihre Beschwerden zur Kenntnis der militärischen Oberbehörden zu bringen. Und siehe da, man steckte sie nicht sofort in strengen Arrest, um sie dann vor ein hochnotpeinliches Kriegs-Gericht zu stellen, sondern man gab ihnen Kasernenarrest, der aber bald wieder aufgehoben wurde, und versprach ihnen eine genaue Untersuchung ihrer Beschwerden. Möglich, daß noch hinterher eine eigentliche Bestrafung erfolgen wird, aber sie wird auf keinen Fall schlimm ausfallen.

Es ist in der deutschen Presse darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese milde Behandlung eines Vergehens, das in Deutschland die härtesten Strafen nach sich zieht, dem Umstand geschuldet ist, daß das englische Heer aus Soldnern, bzw. Werbefoldaten besteht, mit denen man nicht zu arg umspringen darf, um die später anzuwerbenden Rekruten nicht abzuschrecken. Das ist sicher richtig, und wenn darauf der Schluß gezogen worden ist, daß was beim Söldnerheer möglich ist, bei dem auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht rekrutierten Volksheer erst recht möglich sein müsse, nämlich zur Kriegstüchtigkeit nötige Mannszucht zu erhalten, auch ohne das Selbstgefühl des gemeinen Soldaten zu erschüttern, so kann ich das nur unterschreiben. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß die „milde“ Behandlung der Werbefoldaten in diesem Falle auch ihre Rekrute hatte. Ich will nicht gerade von „Pratorianerthum“ reden; so weit sind wir in England zum Glück noch nicht, aber ohne das Bemühen in den maßgebenden Kreisen, daß die Soldaten heute zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern so nötig sind, wie nur je, wäre es den rebellischen Gardisten doch wohl etwas weniger glimpflich ergangen. Es kam ihnen zu Gute, daß just in demselben Moment eine andere Stütze der Ordnung bedenklich in's Schwanken gerathen war.

Der Polizeistreik, der zwar wiederholt angelündigt, aber immer wieder vertagt war, so daß er schon zur Seeschlange zu werden schien, nahm plötzlich greifbare Gestalt an. Ein Polizist der Bowstreet-Station war nach einer anderen Station versetzt worden, weil er ein Zirkular verschickt hatte, das zur Unterschriftsammlung für die Petition an den Minister anforderte. Einbrüt darüber, verweigerten seine Kameraden, den Dienst anzutreten, nur nach längerem Zureden gelang es, einen Teil derselben von diesem Beschlusse abzubringen. Um ein warnendes Exempel zu statuieren, erhielten eine größere Anzahl Festgebliedenen, vierzig an der Zahl, am Sonntag ihre Entlassung. Das verneinte natürlich die Rißstimmung ungemein, es kam zu äußerst tumultuarischen Szenen auf der Polizeistation, aber, da nur erst die Anfänge einer Organisation vorhanden waren, zu keiner wirklichen, planmäßigen Aktion. Immerhin sah die Sache anfangs höchst bedenklich für die Behörde aus. Obwohl die Schulleute, und namentlich die der Metropolitan Polizei, bei den

Dieser, für ganz London mit Ausnahme der City organisiert, steht unter der Verwaltung des Staates; während die City von London ihre eigene Polizei hat, die der City-Korporation untersteht. Arbeiter nicht sehr beliebt sind, nahmen diese doch, wie für jeden Unterdrückten, auch für dieselben Leute Partei, die sich wiederholt als nur zu willfährige Helfer ihrer Unterdrücker erwiesen hatten. Und ebenso ein großer Teil des übrigen Publikums. Allerdings auch das in der Umgebung von Bowstreet ziemlich zahlreiche Kontingent der Bummler, Juhälter und sonstigen dunklen Existenzen Londons; oder vielmehr, diese benutzten die Vorfälle als willkommenen Anlaß zur Veranstaltung einer richtigen „Dag“. Indes das war nur geeignet, die Verlegenheit der Polizeiverwaltung noch zu erhöhen — sobald die Schulleute einig für ihre Kameraden eintraten. Das geschah jedoch nicht. Es blieb bei vereinzelten Scharrmäulen, die Blasse dagegen ließ sich einschüchtern, und während am Montag Abend berittene Leibgarde abgeordnet werden mußten, um die johlende Volksmenge, die sich in Bowstreet und Umgebung angesammelt, auseinander zu treiben, konnte am Dienstag bereits die Polizei dies Geschäft mit eignen Kräften besorgen, und die Art, wie die Polizisten sich dieser Aufgabe entledigten, ließ an Brutalität wirklich nichts zu wünschen übrig. Durchaus harmlose Passanten wurden aufs Größteste mißhandelt — es schien, als ob die Blaudröcke das Publikum für ihre Niederlage verantwortlich machen wollten.

Diese ist in der That vollständig. Und wer den Ursachen auf den Grund geht, der muß zu dem Schluß kommen, daß es nicht bloß der Mangel einer genügenden Organisation war, der dessen Ausgang zur Folge hatte, sondern auch die Beschaffenheit des Menschenmaterials, aus dem sich die Schulmannschaft hier wie anderwärts zusammensetzt, sowie der eigenthümliche Geist, den dieser Beruf in seinen Angehörigen großzieht. Ein gewisser Korpsgeist ist allerdings auch vorhanden, aber der ist noch weit entfernt von dem Gefühl wahrer Solidarität, ohne den ein Kampf, wie er den Ansichten der Bewegung vorschwebte, nicht durchführbar ist.

Schiller wunderbar Recht hat, wenn er im Wallenstein sagt:

„Sei im Besitze und Du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge Dir bewahren.“
„Ja, aber zum Teufel, was ist denn hier los! Sieht die ganze Gesellschaft mit dem Weibsbildern hier in der Herrengarderober und die Uhr ist bald 8 Uhr. Hier ist wohl ein großer Kaffeeklatsch!“

Während Kolbe immer heftiger und leidenschaftlicher gesprochen hatte und seine Kollegen ihm lauschten, hatte sich die Thür leise geöffnet und der Direktor war mit Anna ins Zimmer getreten.

„Herr Kolbe hat uns was erzählt“, antwortete Angelika schnell.

„Der Kolbe soll seine Nase in die Rolle stecken. Seit Abend hat er genug zu erzählen“, erwiderte der Direktor streng.

„Noch eh' Frey etwas erwidern konnte, rief Hildegard dazwischen, indem sie aufstand und ihre kleine Gestalt an seinen hageren Körper lehrend, ihn mit schmachtend-theatralischem Blicke ansah.“

„Na, Direktoren, nicht böse sein. Sie werden doch nicht heut am Sonntag. — Wir sind ja Alle fertig.“

„Ach, papperlapapp, alte Schmeichellage“, erwiderte er, indem er ihr zärtlich in die Backen kniff. „Alfred, laß die Stube runter. — Der Saal ist voll. — Wir wollen anfangen. Hört Ihr, da unten klatschen sie schon.“

Wirklich hörte man durch die Thüre hindurch das Klatschen einiger eifrigen Zuschauer, das die Schauspieler zu größerer Eile anspornen sollte.

„Na“, sagte Alfred lustig, „da bekommen wir schon Beifall, ehe wir noch gespielt haben. Wart' nur, Vater, in fünf Minuten bin ich fertig.“

Flugs ließ er die an einem dicken Bindfaden befestigte Hinterleinvand hinunter, die in der Mitte eine große vier-eckige Oeffnung für die Thüre hatte. In Ermangelung der Thüre hatte der erfinderische Alfred rothe, weißpunktirte Gardinen von etwas zweifelhafter Reinlichkeit angestrichelt. Dann zog er an den Seilen die Baldouliessen, die noch vom

Trotz ihrer Niederlage werden übrigens die Schulleute einen Theil ihrer Forderungen in Erfüllung gehen sehen, und zwar aus denselben Gründen, aus denen die Gardesoldaten Berücksichtigung ihrer Klagen zugesichert erhalten haben. Nachdem die Disziplin wieder hergestellt ist, wird die Regierung Gnade für Recht ergehen lassen, die „Verführten“ wieder aufnehmen, und schließlich auch einige Verbesserungen eintreten lassen, sowie das Pensionsgesetz etwas modifizieren. Alles aus freier Entschliessung und lediglich ihrem Wohlwollen für die Angestellten folgend. Und größere Erbitterung wie je zuvor wird im Polizeikorps der Hauptstadt herrschen.

Nach dem gleichen System wird Herr Raikes verfahren, der Sieger im Streik der Postleute — soweit überhaupt von einem solchen gesprochen werden kann. Welche Ursachen die Niederlage der Postleute verschuldet, ist nicht leicht zu sagen. Das Menschenmaterial ist hier ein Besseres, und auch die Organisation war viel weiter vorgeschritten als die der Polizisten. Aber sie war auch weit davon, vollkommen zu sein. Und namentlich in der Leitung scheint es gehapert zu haben, sie hat sich nach der Ansicht vieler der Situation nicht gewachsen gezeigt. Damit soll den Einzelnen kein Vorwurf gemacht werden. Mahon, der Sekretär der Union, hat gewiß sehr fleißig gearbeitet und überhaupt gewiß alles gethan was man von ihm billigermaßen verlangen konnte, aber in einer so schwierigen Situation kommt es nicht nur auf den Fleiß und den guten Willen an, da kommen noch Faktoren in Betracht, für deren Mangel man die einzelnen Personen nicht verantwortlich machen kann. Es ist ja für den Augenstehenden schwer, ein zutreffendes Urtheil zu fällen, aber so weit ich die Dinge übersehen kann, ist mein Eindruck der, daß unter dem Geßel der großen Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastete, die Leiter der Bewegung im entscheidenden Moment das Kommando verloren hatten. Daß sie äußerst vorsichtig vorgingen und Alles anboten, den Streik zu vermeiden, war ganz in der Ordnung. Als aber Anfang dieser Woche die Postverwaltung den Konflikt provozierte, da mußten sie entweder sofort handeln oder die Absicht des Widerstandes ganz aufgeben. Das Drohen mit dem Streik hieß nur, dem Gegner Zeit geben, sich noch besser vorzubereiten, sein Einschüchterungswert mit doppelter Wucht fortzusetzen. Wenn eine Möglichkeit gegeben war, durch den Streik zu siegen, so war es nur die, daß der Gegner sozusagen aberrumpelt wurde, daß auf eine ausgehandelte Parole an allen Plätzen gleichzeitig gestreift wurde. Das geschah nicht, es wurde Ultimatum über Ultimatum gestellt, bis es ultimo — zu spät war. Als dann der Streik proklamiert wurde, folgten dem nur wenige Sektionen; die anderen waren entweder schon eingeschüchtert oder glaubten noch warten zu müssen. Und das Ende war eine schmachliche Deroute. Jetzt ist alles vorbei, und die vierhundert Entlassenen können von Glück sagen, wenn sie, nach abgelegtem Knebelkenntnis, in Gnaden wieder aufgenommen werden. Schreiber dieses, der in einem der wenigen Distrikte wohnt, wo wirklich gestreift wurde, erhielt seit Donnerstag seine Post von „Blacklegs“ ins Haus gebracht. Und der Bursch, der bisher kam, war so fleißig gewest, versicherte mich so froh, sie seien „alle einig“! Armer Kerl, du bist bitter enttäuscht worden.

Was ein herzhafter Entschluß zur rechten Zeit unter Umständen vermag, hat sich bei dem siegreichen Streik der Gasarbeiter in Leeds gezeigt. Dort haben 30 Streiker dadurch, daß sie den Kampf mit mehreren hundert, von der Polizei geführten Blacklegs aufnahmen, solche Desorganisation und Demoralisation in die Reihen der Gegner, einen solchen Geist des eingeschlossenen Widerstandes in die eigenen Reihen getragen, daß man sagen kann, dieser scheinbar hoffnungslose Kampf hat den Sieg entschieden. Freilich wirken noch andere Umstände mit und es sei nicht vergessen, daß Leeds in England liegt.

Heute Vormittag fand im Arbeiterklub Bauhaas die zweite Delegirtenversammlung zur Beratung der Statuten der „Gesellschaft der Achtstundentags- und Internationalen Arbeitstagen und Föderation“ diesmal fortgeblieben waren, waren doch 33 Delegirte, die 30 Branchenorganisationen und 10, zum Theil sehr große Klubs vertraten, anwesend. In voller Harmonie wurde die Statutenberatung zu Ende geführt und alsdann ein neues Komitee gewählt, das bis zur endgültigen Konstituierung die weiteren Geschäfte führen soll. Es scheint, daß trotz aller Gegenintrigen doch etwas aus der Sache werden, die viele aufgewendete Mühe nicht umsonst gebracht sein soll.

Und nun zum Schluß zu den „sachlichen Richtigstellungen“, die Herr F. Gilles auf meine vorletzte Korrespondenz eingeleitet.

Es wäre zu weit gegangen, zu behaupten, daß sie von A bis Z mit den Thatfachen im Widerspruch ständen; es sind einige unbedeutendere Wahrheiten darunter. So z. B. daß „speak“ „sprechen“ heißt, und daß Herr Gilles in seiner Erklärung in der „Justice“ auf die Kongressbeschlüsse von Wbden z. hingewiesen hat. Was aber mit diesen „Richtigstellungen“ bewiesen werden soll, das ist wirklich nicht recht abzusehen; wohl aber, was sie beweisen.

Die „Justice“ zitiert einen Anspruch, den Liebknecht zum Berichterstatter des „Petit Journal“ gethan haben soll, und der mit den Worten beginnt: „Wir sind keine Revolutio-

lesten Bilde des „Beechshulzen“ herrührten, empor, auf der Rückseite war die Stube gemalt. Zwischen dem Proscenium und der ersten Seitenkoulisse von links stellte er das neuverfertigte Fenster, davor einen Tisch mit rother Decke und einen Stuhl auf; auf der rechten Seite vorn ebenfalls einen Stuhl, und die Ausrüstung der Bauernstube war in kürzester Schnelle und denkbarster Einfachheit fertig.

„Wer souffliert denn den ersten Akt?“ rief er laut in die Garderobe hinein. „Die Brutsche hat ja zu thun.“

„Kolbe und ich doch auch!“ rief Angelika zurück.

„Na, dann bitte mal Hildegard, sie soll so freundlich sein — für den ersten Theil nur —“

„Ich kann ja garnicht souffliren“, entgegnete Hildegard.

„Na, wenn Du uns nur den Anschlag gibst.“

„Soufflire Du doch selbst“, sagte Hildegard zu Alfred.

„Ich muß ja den Vorhang aufziehen.“

„Na denn meinetwegen; wo ist denn das Buch und die Klingel?“

„Das muß doch die Brutsche haben, Hildegard.“

„Frau Brutsche, wo ist denn das Buch und die Klingel?“

„Ich habe es nicht.“

„Was, sie haben es nicht, wer denn sonst?“

„Na, die Anna wird das Buch wohl haben.“

„Anna, hast Du denn das Buch?“ rief Alfred.

„Anna war eben im Begriff sich anzukleiden. Unwillig sagte sie:

„Ach, wie werde ich mich denn um das Buch bekümmern.“

„Na, zum Teufel, wer hat denn das Buch?“ fing jetzt Alfred an zu wettern. „Wer hat es denn zuletzt gehabt? Wer hat es denn auf der Probe mitgenommen!“

„Alle wurden jetzt aufmerksam und suchten gemeinsam umher. Eine allgemeine Unruhe bemächtigte sich der Gesellschaft. Das Buch war nicht da, das sorgsam geschützte Buch.“

„Was nennt Ihr denn alle so? Warum fangen wir denn nicht an?“ rief der Direktor dazwischen, der sich ebenfalls umzuziehen begonnen hatte. „Das Buch ist nicht da,“

war die Antwort. „Welches Buch?“ „Das Buch natürlich.“ „Das Soufflibuch hat doch die Brutsche genommen, ich habe es ihr ja selbst gegeben.“

„Ach was da hier da, was da,“ zeterete die Brutsche. „Ich habe — Ach du mein Hergegötze,“ sagte sie von einem plötzlichen Gedanken erfasst, „Anna mal her.“

„Na, wo haben Sie denn das Buch gelassen?“ Alfred heraus.

„Das — das — habe ich dem Wirth zum Frühstück gegeben,“ stotterte sie angstvoll hervor.

„Natürlich, sie mußte sich wahrscheinlich Stärkendes besorgen,“ murmelte Alfred dazwischen.

„Brutsche wandte sich empört ab.“

„Ja, aber wer geht denn da vor zum Frühstück?“ Alfred fragte.

„Ich habe schon geschminkt und angezogen,“ allezeit unsichtige Alfred. „Anna ist die Einzige, erst im zweiten Akt. Anna, geh doch mal vor.“

„Natürlich,“ ließ sich diese hören, „ich muß sich laufen, mich für Andere bemühen.“

„Du siehst doch wohl ein, daß kein Anderer dich hört, Du, da klatschen sie wieder. Mach schnell.“

„Na ja, ich gehe schon.“ Anna knöpfte ihre Rocke und wandte sich zum Gehen.

„Du weißt ja gar nicht, wo es liegt,“ rief Alfred rasch und ging zu ihr hin.

„Ich denke, Du hast es dem Wirth zum Frühstück gegeben.“

„Ach.“ — Sie neigte sich zu Anna und sagte etwas ins Ohr.

Anna verzog den Mund zum Lächeln — dann eilends weg. Fünf Minuten tröstlichen Klatsches vorüber, ehe Anna mit dem Buch und der Klingel gegen.

„Es hat ja so lange gedauert,“ rief Alfred gegen.

„Ich habe es erst suchen müssen.“

„Na gut, gib her.“

Alfred klingelte stark, um die unten Klatschen

„Ich habe es erst suchen müssen.“

„Na gut, gib her.“

Alfred klingelte stark, um die unten Klatschen

„Ich habe es erst suchen müssen.“

„Na gut, gib her.“

Alfred klingelte stark, um die unten Klatschen

„Ich habe es erst suchen müssen.“

„Na gut, gib her.“

Alfred klingelte stark, um die unten Klatschen

„Ich habe es erst suchen müssen.“

inen Nach
acht, so ein
annten Ein
den jungen
achte ihm
handes bed
igte ihm n
So übe de
ssel hinaus.
iten solcher
bannen.
Sei dem
iten recht
reichen wen
hren der
formen in
leitung“ in
uch garnich
lesen und
Ja ge
stelle ist
ch seitdem
emacht gar
rtstein abg
Im über
ter ganz i
eine Ze
stalem u
alle. Wö
ndern sich
rezeption de
er weitere
Meber
m in Kraft
a g ebenfo
Parlament
Daß dies i
achsten for
mises Wa
in solchen
was einbi
swärtiger
es Reichs
besteht
ragen,
enau wie
at — sie
eichst
ind. —
Soll
ffiziel
a g unbet
Besitzergr
idrig.
bestehen.
er — of
schuldig m
holte, —
Pflichtver
liebe, ü b e
Der
ranz ö
arthteilun
Besucher,
deutsche.
Reichsanz
Sturz des
wauffnen.
darin gefä
nicht groß
eigene Grö
werden, die
Weg nach
ö f i s h e
deutschen,
Born gere
Im
sehr richtig
Daß er to
mand begr
träubt —
einen wide
nalisten ein
mit den
übergab e
Maß
Frea
Fenster,
stellte sich
aufgeschla
schneideste
Uneingew
an das ro
um den
Gühnerlor
Alfred hi
koulissen
kriechen.
Alfre
fertig?“
„Ja,
Er
Zeichen.
Das Glü
hörte auf
Hildegard
Alfred zo
Das
schlößern
die Zufri
noch nicht
Als
entgegen,
zuspante.
„Br
Frey
der Unter
in furcht
Anna sal
die Ober

inen Nachfolgern, die er naturgemäß, d. h. seiner Natur gemäß, nicht so eine Art Induktion in das Nest gelegt durch seine bekannten Einwirkungen auf Wilhelm II. Man weiß, wie Bismarck den jungen Prinzen im Gegenfatz zu Friedrich III. behandelte, er dachte ihm die Idee „von dem eigenen Kanzler“ bei der Niederschreibung des Bedarfs. Wilhelm II. begriff das schnell. Als bald gelangte ihm nicht einmal ein Bismarck mehr, was sollen ihm die minorores der Gopler, Maybach und wie sie sonst heißen! So über der Fürst seine Rache noch über seinen Minister hinauf. Es ist klar, das sind nur niederträchtige Böswilligkeiten solcher Leute, die Bismarck garnicht genug anhängen können.

Sei dem wie ihm wolle, einzuweisen müssen diese Böswilligkeiten recht wirksam sein. Auf die „Kreuzzeitung“ haben die neuen Leichen wenigstens detarirt gewirkt, daß sie drei ganze Spalten zu Ehren der preussischen Unterrichtsverwaltung verbricht, die die Reformen in „stetem Fluß“ erhalte, wovon außer der „Kreuzzeitung“ in Preußen kein Mensch etwas gemerkt hat. Das ist auch garnicht notwendig, wenn es nur an einer gewissen Stelle gelesen und geglaubt wird.

Ja geglaubt, da liegt der Hase im Pfeffer, denn diese gewisse Stelle ist garnicht so gutgläubig, wie man gerne möchte, namentlich seitdem Herr Herbert Bismarck den stark misglückten Versuch gemacht hat, die Schuld seiner Familie an den Waldersee-Verbrechen abzulagern.

Im übrigen scheint die „Kreuzzeitung“ die Angst vor Hinzutreten ganz irre zu machen, denn sie schimpft geradezu spitzbübisch auf eine Zeit, deren Hauptfehler es sei, daß man auf sozialen, moralischen und pädagogischem Gebiet immer gleich Erfolge sehen wolle. Wobei Zeiten das, in der That, aber Zeiten und Menschen ändern sich, Fürsten sogar, und so kann's nicht ewig nach den Rezepten der „Kreuzzeitung“ gehen. Sie mag sich immerhin zu weitere neue Männer einrichten.

Ueber die Frage, ob der deutsch-englische Vertrag, in Kraft treten zu können, dem Deutschen Reichstag ebenso gut vorgelegt werden muß, wie dem englischen Parlament, hat sich eine Diskussion in der Presse entsponnen. Daß dies überhaupt möglich war, zeigt, wie wenig die einschneidenden konstitutionellen Grundsätze noch in gewissen Kreisen unseres Vaterlandes begriffen werden — und zwar gerade in solchen Kreisen, die sich auf ihr politisches Verständnis etwas einbilden. Zu jedem Vertrag, der mit irgend einer auswärtigen Macht abgeschlossen wird, muß die Zustimmung des Reichstags eingeholt werden — bevor dieselbe ertheilt wird, besteht der Vertrag nicht zu Kraft. Mit Verträgen, welche die Regierung abschließt, verhält es sich genau wie mit Gesetzesvorlagen, die sie ausgearbeitet hat — sie werden erst Gesetz, nachdem sie vom Reichstag angenommen und sanktionirt sind.

Soll noch vor nächstem November von Helgoland offiziell Besitz ergriffen werden, so muß der Reichstag unbedingt vorher zusammentreten — andernfalls ist die Besitzergreifung ungesetzlich und verfassungswidrig. Es kann in Bezug hierauf absolut kein Zweifel bestehen. Und die Regierung würde sich einer Verletzung der — ohnehin sehr spärlichen — Rechte des Reichstags schuldig machen, wenn sie dessen Zustimmung nicht einholte, — und der Reichstag würde sich einer schweren Pflichtvergessenheit schuldig machen, wenn er es sich gefallen ließe, überzugehen zu werden.

Der Reichskanzler a. D. hat eine Zeit lang in der französischen Presse eine auffallend günstige Beurtheilung gefunden, und er selbst meinte einmal gegen einen Besucher, die französische Presse sei ihm freundlicher als die deutsche. Nun — in Frankreich kennt man den Herrn Reichskanzler nicht so gut, wie in Deutschland; und der Sturz des einst gefürchteten Feindes mußte den Haß ja entwasfen. Dazu kam die französische Eitelkeit, welche sich darin gefällt, den Mann, der Frankreich besiegte hat, möglichst groß darzustellen. Die Größe des Gegners soll die eigene Größe erhöhen. Des Weiteren muß aber auch bedacht werden, daß die Bismarck'schen Reptilgelder auch den Weg nach Frankreich gefunden haben; und die französischen Reptilien sind vielleicht dankbarer als die deutschen, die den ehemaligen Brotgeber zu so grimmigem Born gereizt haben.

Im Allgemeinen urtheilt jedoch die französische Presse sehr richtig und sehr gerecht über den Fürsten Bismarck. Daß er tod ist, dien mort — mausetod — wird von Niemand bezweifelt, und daß der Todte sich gegen den Tod sträubt — die „Justice“ nennt ihn einen cadavre récalcitrant, einen widerspenstigen Leichnam — ist den französischen Journalisten ein außerordentlich willkommenes Stoff — es giebt ihnen

mit den Füßen trampelnden Zuschauer zu beruhigen. Dann übergab er Hildegard das Buch.

„Nach auf die Bühne,“ kommandirte er.

Frau Brusche stellte sich als Mutter Barbeaud vor das Fenster, Fritz eilte zur rechten Koulisse, Brenner als Landry stellte sich hinter die Thür. Hildegard setzte sich mit dem aufgeschlagenen Buche, dessen Schrift so oft mit den verschiedensten Bleistiftfarben Striche erhalten hatte, daß ein Aneingeweihter es wohl schwerlich hätte lesen können, an das rechte Profenium. Alfred ging an die linke Seite, um den Vorhang aufzuziehen. Angelika stellte sich mit dem Hühnerkorbe, dessen Deckel sie bereits losgebunden, neben Alfred hinter einen Stuhl, den sie zwischen die Seitenkoulissen gestellt hatte, um dann durch das Fenster zu kriechen.

Alfred flüsterte gedämpft auf die Bühne: „Ist alles fertig?“

„Ja,“ erlönte es ebenso von verschiedenen Seiten.

Er gab der ihm gegenüber stehenden Hildegard ein Zeichen. Diese klingelte zwei Mal stark hinter einander. Das Flüstern der vielköpfigen Menge im Zuschauerraum hörte auf, es verbreitete sich eine tiefe erwartungsvolle Stille. Hildegard klingelte nach einer Pause zum dritten Male, Alfred zog langsam den Vorhang in die Höhe.

VI.

Das erste Bild ging vorüber, der Vorhang fiel. Einige schwächere Weisheitszeichen aus den ersten Reihen zeigten die Zufriedenheit einiger Zuschauer. Das Publikum war noch nicht warm geworden.

Als Fritz aus den Koulissen heraustrat, trat ihm Clara entgegen, die zwischen der ersten Seitenkoulisse stand und zuschaute.

„Brav gemacht, Herr Kolbe.“

Fritz drückte ihr schweigend die Hand. Er war von der Unterhaltung und dem gleich darauffolgenden Spiele in furchtbarer Aufregung. Er ging in die Garderobe. Anna sah ihn von ihrem Tischchen aus kommen. Sie hatte die Oberkleider bereits abgeworfen und hatte sich geschminnt.

prächtige Gelegenheit, ihr Talent drastisch-geistvoller Schilderung zu wirksamster Geltung zu bringen. Ist Fritz Bismarck auch nicht gerade eine schöne Leiche, so ist er doch eine höchst interessante Leiche. Und auch bloß als solche wird er von der ernsthaften französischen Presse aufgefacht. Ein sensationelles Sujet — fast so anziehend wie Cyreud und andere Pariser Modeverbrecher. Wahrhafte Bewunderung erregt das, an Gienegrenzende Talent des Besitzers von Friedrichsruhe, seinen „Muhm“ und die Bismarck-Legende zu zerstören. Und insbesondere das letzte „Interview“ gilt für ein Meisterstück in dieser Kunst. Und das war der Göze, den Europa ein Vierteljahrhundert lang als großen Staatsmann angebetet hat! Das ist denn der gewöhnliche Meßstein dieser Betrachtungen, in welche meistens das Ogenstierische Wort von der merkwürdig geringen Quantität (und wohl auch Quantität) des Regierungsverstandes mehr oder weniger geschmackvoll eingewoben wird. Sie transit gloria mundi.

Die Lehrer gerathen bei den kirchlichen und auch bei den mittelparteilichen Reaktionen nachgerade auf dieselbe Stufe der Werthschätzung mit Juden, streifflustigen Arbeitern und ähnlichen Leuten, die den frevelhaften Wunsch haben, an einer Tafel mitzufressen, die unsere herrschende Gesellschaft für sie nicht gedeckt hat. In der frommen „Kreuzzeitung“ bildet die Klage über den ungläubigen und unzufriedenen Lehrer ein schwarzes Thema. Aber auch die aufgeklärten „Grenzboten“ blafen in dieses Horn. In dem letzten Hefte der genannten Wochenschrift wird es den Lehrern wieder ordentlich gegeben. Zwar nicht alle seien sie nichtsnutzig.

Es giebt unter den Schullehrern zuverlässige, treue, verständige Leute, wir wollen sogar annehmen, daß es die Mehrheit sei, aber es giebt unter ihnen auch mehr als genug, die das Gegentheil davon sind. Leute von radikaler Gesinnung in politischer wie in religiöser Beziehung, denen der Stat der höchste Lebenszweck und der Schulunterricht das größte Uebel ist. (Daß der Radikalismus sich im Veressenem auf den Stat und in der Abneigung gegen den Unterricht — der Verfasser hat aber wohl das Unterrichten gemeint — äußert, ist eine neue, aber höchst positive Entdeckung.) So ein Schulmeister hält sich für einen Elementarprofessor, für den Schöpfer der Nationalintelligenz und für den Macher des Ganzen. Dabei ist er stets unzufrieden. Sein Gehalt würde auch verdoppelt nicht ausreichen, ihn nach Gebühr zu bezahlen. Und nun erst die politische Haltung der Lehrer! Sie sind zum größten Theil freisinnig und sozialdemokratisch, was für den „Grenzboten“-Mann ungefähr gleichbedeutend ist. „Es giebt unter ihnen viele, die die reinen Demokraten sind — wie viele mögen sozialdemokratisch gewählt haben! Von einem Lehrer, der bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht zur Verantwortung gezogen ist (hört!), wird berichtet, daß er bei den letzten Reichstagswahlen durchs Dorf gegangen sei, um für den jüdischen Fortschrittsmann zu wählen.“ Die radikalen Lehrer seien vielleicht noch eine Minderheit, aber diese Minderheit gebe gleichwohl „dem ganzen Stande das Gepräge“. Wehmüthsvoll erinnert sich der Verfasser des Schulmeisters der älteren Generation, aus der Heit der Stahl'schen Regulative, die den Grundfatz: „Beschränkung und Vertiefung des Wissens“ vertreten; der Schulmeister von ehemals war auch kein „Herr“ und „wollte nichts vorstellen“. Das ist nun alles anders geworden in dieser schlimmen Zeit. Aber wie will man's bessern? Zunächst schraube man den Unterricht etwas rückwärts! Weniger Reumünste und mehr Hiebe! Vor allem lasse man den Wunsch fallen, daß die Schule sich schon mit Volkswirtschaft beschäftigen! Es nütze nichts, wenn in der Schule trägert über die Sozialdemokraten geschimpft werde, und andererseits, was würden wohl diejenigen Lehrer, welche selbst sozialdemokratisch gesinnt sind, aus dem Volkswirtschaftsunterricht machen? Nun, mit dem ersten hat der „Grenzboten“-Mann recht, und das zweite verräth wenigstens von seinem Standpunkt aus mehr Folgerichtigkeit, als wir ihm zugetraut hätten. Dagegen vergißt er ganz uns zu sagen, wie denn der Lehrerstand gebessert werden soll. In seinem Klammern auf Freisinnige und Sozialdemokraten, auf Juden und junge Burjchen, auf das geinbe Strafrecht und die schwachen Regierungen hat er Ausgangspunkt und Thema seiner Auseinandersetzung ganz vergessen und schimpft und läßt die Lehrer eben ungebessert. So wird wohl das Ende sein, daß die Lehrer auf der betretenen Bahn zur Sozialdemokratie, der „Grenzboten“-Mann aber bei seinem monologischen Klagen und Schimpfen bleibt.

Sie warz rasch ein Tuch um die entblößten Schultern und trat Fritz entgegen.

„Sie sehen aber prächtig aus, Herr Kolbe.“

„Ja, ich habe keinen Theil daran, Brenner hat mir die Maste gemacht.“

Sie lassen sich ja jetzt gar nicht mehr sehen. Seit vorgestern bin ich Ihnen nicht begegnet.“

„Ich habe gelernt, Fränlein.“

„Warum besuchen Sie uns nicht, wir wohnen doch in einem Hause.“

„Ich fürchte zu stören.“

Anna sah ihn mit durchdringendem Blick an.

„Angenehme Leute stören doch nicht,“ sagte sie in ihrem lebenswürdigsten Tone: „doch verzeihen Sie, ich muß mich weiter anziehen. Auf Wiedersehen.“ Fritz sah ihr nach.

„Was haben mir all' diese Menschen, daß sie auf das Mädchen so böse sind?“ dachte er, „sie ist doch freundlich, wenn man ihr höflich entgegnet.“

Unterdesse hatte Alfred die Stubendekoration hochgezogen, die Walddekoration heruntergelassen. Dann holte er aus einer Ecke das Bauernhaus hervor, aber schnell zog er es zurück. Jetzt erst beim Lampenlicht erkannte er die gräßliche Verwüstung, die der Regen auf der Landschaft angerichtet hatte. Die Farben waren durcheinander gestossen, die geniale Perspektive war dahin, er sah nur einzelne Stüchchen von schwarzen und weißen Strichen; die herrlich gemalten rothen Ziegel waren zu Klumpen und Flecken zusammengefloßen.

„Da kann ich mich morgen an die Arbeit machen und ein neues Haus malen,“ sagte er traurig.

Dann nahm er die mit einem Rahmen umspannte bemalte fünfseitige Leinwand vor, die einen Felsen vorstellte. Auch diese sah gräßlich aus, sie war gerade in den Graben gefallen, so daß die untere Seite, die unteren Felsen, in einander verschwommen waren, während die oberen Felsenmassen wohlbehalten geblieben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glasindustrie im Hirschberger Thale hat Gustav Lange zum Gegenstand einer statistischen Untersuchung gemacht, deren Ergebnisse er in einem bei Dunder und Humblot in Leipzig erschienenen Schriftchen veröffentlicht. Die Arbeit findet in einer Fachzeitschrift, der (Karl Braun'schen) „Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft“ eine günstige Beurtheilung. Eigenthümlich und bezeichnend ist, daß die Arbeitgeber dem Verfasser nicht gestattet, Einsicht in ihre Lohnlisten zu nehmen. Gestützt auf die Angaben der Arbeiter und der an die Regierung erstatteten Gewerbeberichte, ermittelte Lange, daß die Schleifergesellen einen Wochenlohn von 6 bis 9 Mark erhalten und in der Regel freie Station beim Meister haben. Die Glasschneider- und Glasmalergehilfen wohnen sehr häufig nicht beim Meister, sondern sorgen selbst für Wohnung und Beföstigung, und ihr Wochenlohn schwankt dann zwischen 9 und 16 Mark. Da wird es fast begreiflich, daß die Arbeitgeber ihre Lohnlisten nicht zeigen wollen. Ueber die Wohnungsverhältnisse wird wenig Befriedigendes berichtet, daß sie durchschnittlich immer noch viel besser sind als die Massenquartiere der Arbeiter in vielen Groß- und Industriestädten, besagt genug; wenn der Vergleich mit denjenigen Orten gewählt wird, wo die Wohnungsverhältnisse die allerhöchsten sind aus Gründen, welche für das Hirschberger Thal nicht zutreffen, so weiß der Leser Bescheid. Die Sterblichkeitsverhältnisse sind sehr ungünstig. Was insbesondere die Sterblichkeit der Kinder der mehr oder weniger mit schweren Krankheiten behafteten Glasarbeiter betrifft, so waren von je 1000 im Durchschnitt der Jahre 1875 bis 1882 geborenen ehelichen Kinder todtgeboren: im preussischen Staat 87,8, in der Provinz Schlesien 41,8, im Regierungsbezirk Liegnitz 53,6, im Kreise Hirschberg 64,0, von den Berufstätigen in der Industrie der Steine und Erden, d. h. fast ausschließlich Glasarbeiter des genannten Kreises: 77,7. Die Proportion für die während des ersten Lebensjahres gestorbenen Kinder ist ganz ähnlich. Die Beziehungen der Arbeitgeber zu den Arbeitern rühmt der Verfasser als „in jeder Beziehung günstig.“ Von je her habe den Arbeitgebern das Wohl ihrer Arbeiter am Herzen gelegen. Auch sei während der Gründerperiode, wo allwärts Streiks wegen höherer Löhne und günstigerer Arbeitszeit ausbrachen, namentlich aber unter den übrigen Industriearbeitern der schlesischen Gebirgskreise, in der Glasindustrie nichts derartiges vorgekommen, weil die Arbeitgeber „es verstanden, den Wünschen ihrer Arbeiter gewissermaßen zuvorzukommen und freiwillig das zu gewähren, was bei anderen erst ertrugt werden mußte.“ Was von diesen Redensarten zu halten ist, zeigen die mitgetheilten Löhne.

Der Charakteristik der Gegner und Bekämpfer des Sozialismus. Die Ideen dieser bedauerlichen Menschen bewegen sich in einem steten Kreislauf; sie repräsentieren einen „rotirenden Zirkel des Unsinns“; das Ende bedeutet zugleich wieder den Anfang. Dieser Ideenkreis hat seine Technik, wie die Melodienwalze eines Orchestrons; in bestimmter Reihenfolge werden die Stücke in zum Vortrag gebracht. Jetzt ist die Maschinenrie der Ordnungsmuß wieder „mal bei dem allen bekannten Lied vom „allgemeinen Theil“ angeschlossen, mit welchem man in den ersten Jahren der sozialdemokratischen Bewegung die „Gebildeten der Nation“ zu schrecken versuchte. — Da finden wir in kapitalistischen Zeitungen eine Variation dieses Liedes unter dem Titel: „Was würde bei einer allgemeinen Theilung herauskommen. Zur Erheiterung unserer Leser wollen wir das Stücklein hier mittheilen:“

Als der Sultan Abdul Medschid eines Morgens zum Gebete die Stufen der Moschee emporstieg, trat ein Bettler an ihn heran. Großmächtiger Herr, glaubst Du auch, was der Prophet sagt? — Der Sultan lächelte: „Ja das glaube ich.“ — „Nun wohl, Mohamed sagt, wir seien alle Brüder. Gib mir also, mein Bruder, den Theil, welcher mir von Deinem Ueberflus gebührt.“ Abdul Medschid befaß sich kurz und gab dem Bettler einen Pfaster. Der aber behielt das Geldstück in der Hand, betrachtete es lange und sagte endlich: „Aber, mein Bruder, das ist nicht recht getheilt, denn dieses Geldes hast Du doch wohl fünfzig Millionen.“ — Da erhob Sultan warnend die Hand und sagte: „Höre, behalte was ich Dir gegeben habe und sei zufrieden, denn ich habe einhundertfünfzig Millionen Brüder, und wenn die alle kommen, um mit mir zu theilen, so müßtest Du zwei Drittel wieder herausgeben, Salem aloikum.“ Damit ging er in die Moschee; der Bettler aber mußte das Ding begriffen haben, denn er nickte still vor sich hin, steckte seinen Pfaster ein und ging seines Weges. — Eine ähnliche Anekdote wird aus dem Jahre 1848 von Rothschild erzählt. Auch mit ihm wollte ein „Bruder“ theilen. Rothschild, der guter Laune war, drückte dem „Bruder“ einen Thaler in die schnelle Hand mit den Worten: „Hier ist Dein Theil, mehr kommt nicht auf Dich.“ — Was läme aber heraus, wenn die Theilung allgemein ausgeführt würde, d. h. wenn man die Reichen ihres Einkommens beraubte und dasselbe auf die Unbemittelten vertheilte? — In Deutschland giebt es etwa fünf Millionen Steuerzahler, davon gehören aber 12 Millionen oder 80 pSt. zu der Klasse, die sich gegebenen Falles zum Theilen berechtigt halten könnte. Die Zahl der Reichen, d. h. die Leute, die ein durchschnittliches Einkommen von 25 000 M. haben, macht aber nur etwa 85 000 aus. Deren jährliches Einkommen (2125 Mill.), auf obige 12 Millionen vertheilt, ergäbe für Jeden jährlich 177 M. Das wäre nun zwar ein nicht zu verachtender Zuwachs. Wie aber würde voranschließlich damit verfahren? Es ist nur zu bekannt, daß Alles, was nicht mit saurem Schweiß verdient wird, gar nicht gewürdigt wird. Da heißt es hernach in den allermeisten Fällen: wie gewonnen, so zerronnen. Für das allgemeine Beste läme aber dabei nichts heraus, es erwächte ihm im Gegentheil ein Nachtheil, der so empfindlich wäre, daß er sich so leicht nicht wieder gut machen ließe. Erstens würde, wie leicht begreiflich, die Arbeitslust der Armen dadurch bedeutend abgeschwächt; das sogenannte Proletariat dadurch also wesentlich vermehrt, die öffentlichen Lasten in demselben Maße vergrößert werden, während auf der anderen Seite ein großer Theil der Steuern in Wegfall läme. Denn jene 85 000 mit ihrem Einkommen von 2125 Millionen bringen ungefähr den dritten Theil der Einkommensteuer auf. Man braucht nicht Finanzminister gewesen zu sein, um zu begreifen, daß dies den Unterhang des Staatswelsens bedeute. Wer sollte die Einkünfte leiden? Alle Zweige, und keiner würde es wollen, noch können. Die Arme und Marineverwaltung? Das würde uns wehrlos machen! Die Schuldzinsen? Die müssen bezahlt werden. Die Volksbildung und die Wissenschaften? Wir würden nichts mehr lernen! Das wäre es, was bei einer allgemeinen Theilung herausläme.“

Nun giebt es auf der ganzen weiten Welt, am allerwenigsten in Deutschland, nicht einen einzigen Sozialdemokraten, der dem Wahnsinn der Idee „allgemeiner Theilung“ huldigt. Diese Idee ist unvereinbar mit dem Sozialismus, welcher dem „Kommunismus des Kapitalismus“ das Gerechtigkeitprinzip entgegen setzt, daß jedem ethisch Arbeitenden der Betrag seiner Arbeit gebührt. Grade heute besteht ein „anarchistischer Kommunismus“ unter dem Scheine individueller Freiheit und individueller Produktion. Der Sozialismus will, indem er nur die Arbeit als Rechtsgrund des Eigenthums anerkennt, erst ein wahrhaft rechtliches Privateigenthum schaffen. Und dabei soll das geschichtlich gewordene Eigenthum unangetastet bleiben als historisch rechtmäßig. Der Sozialismus fordert lediglich, daß die Quelle aller

Reichtümer und aller Kultur, die Arbeit, vor fernem Mißbrauch geschützt, das noch ungewordene Eigentum, das Eigentum der Zukunft, durch eine andere Gestaltung der Produktion als Arbeitseigentum gesichert werde. Der Sozialismus braucht die Millionen der Nothschild und Genossen nicht, um der Arbeit zu ihrem Rechte und zum Glücke zu verhelfen. Abgesehen davon, daß das Geld an sich dazu nicht dient, nehmen die Millionen der Reichen gegenüber den unermesslichen und unerschöpflichen Werthen, welche im Schooß der Arbeit selbst ruhen, sich aus wie ein Atom gegenüber dem Erdboden.

Aber was gelten den Strikenten der Ordnungsparteien diese offenkundigen Thatfachen? Es ist ihr jämmerlicher Beruf, dem Sozialismus das Gegentheil von dem zu unterstellen, was er will; je toller der Wölbinn, je zweckdienlicher erscheint er ihnen. Und der Kreislauf des Wölbinn bringt es mit sich, daß das biedere Philistertum Abwechslung hat. Sind die Melodien von der „göttlichen Vollendung“, der „Begehrlichkeit der Massen“, der „Vernichtung aller Kultur“, vom „Zwangstaat der Zukunft“ u. s. w. u. s. w. abgeleitet, dann kommt das Liedlein vom „Theilen“ an die Reihe und die Ordnungsmüßler fängt wieder von vorne an. Inzwischen nimmt die Entwicklung der Dinge ihren Weg.

Ueber den wirtschaftlichen Niedergang äußert sich die „Post“ und findet sogar daran Erstaunliches zu bemerken. Dagegen bemerkt die „Freie P. Z.“: „Es gehört das in das berühmte Kapitel des deutschen Trostes, den Jean Paul in seinem „Schulmeister Wuz“ in der köstlichsten Weise anschaulich gemacht hat. Wenn Schulmeister Wuz vor Ermüdung nicht mehr stehen kann, so freut er sich, wie gut er die Nacht schlafen wird, und wenn ihn brennender Hunger quält, so freut er sich, daß ihm ein Stück trockenes Brot ausgerechnet schmecken wird, sobald er es nur erhält. Die „Post“ sieht voraus, daß die Einnahme aus der Börsensteuer, die im Jahre 1889 sehr hoch war, zurückgehen wird, und daß infolgedessen auch die Ueberweisungen an die Einzelstaaten nachlassen werden. Sie freut sich darüber, weil nunmehr in den Einzelstaaten und in den Gemeinden das Bewußtsein erwachen werde, daß sie für sparsame Bemessung der Ausgaben verantwortlich sind. Es liegt darin ja ein richtiger Kern. Wir haben von jeher die Ueberweisungspolitik in der heftigsten Weise bekämpft, und damals haben die „Post“ und ihre Gesinnungsgenossen sie gerühmt, weil sie den Einzelstaaten und den Gemeinden bedeutende Einnahmen verschaffe. Man sieht, die Politiker der „Post“ sind immer getöret; was immer geschieht, irgend etwas Gutes ist daran. Eine zweite Folge des wirtschaftlichen Niederganges wird sein, daß die Arbeitslöhne einen Rückgang erleiden werden, und das wird in sozialdemokratischen Kreisen verständigerweise bereits tief empfunden. Die gute Seite, welche die „Post“ hieran entdeckt, ist, daß wir in Zukunft mit Streiks weniger zu kämpfen haben werden. Wer hört nicht den Schulmeister Wuz heraus? Wir sind der Ansicht, daß der Wechsel zwischen Aufschwung und Niedergang im wirtschaftlichen Leben eine durch die Natur der Dinge gebotene Erscheinung ist, auf die man immer gerüstet sein muß. Die Vertreter der jetzt herrschenden wirtschaftlichen Politik aber haben uns versprochen, daß mit der Schutzpolitik, mit all den wirtschaftlichen Neuerungen, welche die letzten Jahre uns gebracht, eine Zeit dauernden Aufschwungs eingeleitet sei, und in dieser Erwartung sehen sie sich nun recht gründlich getäuscht.“

Reichsfinanzen und Staatsfinanzen. Die „Frankfurter Journal“ schreibt, soll Dr. Miquel eifrig damit umgehen, die Beschlüsse zu fixieren, in welchen das Reichschatamt zum Präsidialstaat des Reiches treten soll. Die Regelung dieses Verhältnisses erachtet Dr. Miquel für die natürliche Voraussetzung zu einer Reform des Steuerwesens und zu einer Revision des Zolltarifs. Daß beides in Rede steht, gilt für ausgemacht, und die Verständigung über ein festes Einvernehmen zwischen dem Reichschatamt und dem preussischen Finanzministerium wird für so wichtig erachtet, daß es als die eigentliche Grundlage des Miquelschen Finanzplans angesehen wird. In Verbindung

damit mag einer Neuherung der „Berl. Pol. Nachr.“ gedacht werden, in welcher als wünschenswertes Ziel hingestellt wird, bestimmte Reichssteuern oder Quoten von solchen an die Bundesstaaten zu überweisen, so daß diesen der natürliche Zuwachs aus der Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes zu Gute käme. Dem Reiche würde andererseits auch ein fester Betrag verbleiben.

Die kürzlich von uns gebrachte irrtümliche Mitteilung der „Magdeb. Ztg.“ über das angeblich unter Mitwirkung des Reichskanzlers erzielte Einverständnis, daß bis zum Ablauf des Septennats keine weiteren Forderungen für die Militärverwaltung erhoben werden sollen, begegnet in der Presse dem entschiedensten Unglauben. Der „Hamd. Korresp.“ hält es zwar für möglich, daß man in Bundesrathskreisen eine Erhöhung der Zahl der Truppenkörper und der Friedensstärke des Heeres bis 1894, also eine nochmalige Abänderung des Septennatsgesetzes, für ausgeschlossen erachtet; im Uebrigen aber macht das genannte Blatt gegen die Glaubwürdigkeit der oben erwähnten Nachricht folgende Einwendungen:

„Die weitere Steigerung der Militäraufgaben ist keiner der verbündeten Regierungen erwünscht, aber das Erwünschte deckt sich nicht immer mit dem Nothwendigen und es wäre eine unkluge Vermessenheit, wenn die verbündeten Regierungen das Reich für so stark erachteten, daß es angebracht sei, sich für alle Zukunftsfälle im Verlaufe von 4 Jahren die Hände zu binden. Neuerungen der Technik, im Festungsbau, in der Geschützkonstruktion u. s. w. können morgen Forderungen der Militärverwaltung notwendig machen, so sehr man heute auch sich der höchsten Vollkommenheit genähert zu haben glaubt. Die erwähnte verbürgte Angabe, so weit sie mehr besagt, als daß eine nochmalige Aenderung der Zahl der Truppenkörper und bei der Fabne dienenden Mannschaften im Frieden bis 1894 ausgeschlossen gilt, scheint in der Erörterung auszugehen, welche die Eröffnung des Kriegsministeriums von Verdy über Zukunftspläne zur Verwirklichung des Scharnhorstschen Gedankens einer Ausbildung aller wehrfähigen Deutschen im Bundesrathe verurteilt hatten. Diese Eröffnungen waren nämlich, wie uns aus Berlin berichtet wird, zuerst im Bundesrathe gemacht worden und mögen hier eine gewisse Beforgnis vor zu weit gehenden Forderungen hervorgerufen haben. Nach den Neuherungen des Reichskanzlers v. Caprivi im Reichstage handelt es sich nur um eine unklare Idee ohne feste Gestalt und in gleichem Sinne wird natürlich auch der Bundesrathe nicht darüber im Zweifel gelassen sein, daß Beschlüsse wegen alsbaldiger kostspieliger Neuerungen „verrückt“, d. h. unbegründet sind.

Ueberträgt man diese diplomatische gewundene Sprache in gewöhnliches Deutsch, so heißt es: Lieber Michel, gebe Dich nicht der frohen Hoffnung hin, daß Du nun vier Jahre lang vor weiteren Militärforderungen sicher bist, sondern halte Dich bereit, auch schon innerhalb dieser Frist auf Neue tief in den Beutel greifen zu müssen.

Oesterreich-Ungarn. Wien, 14. Juli. Die Prager Handelskammer hat am Sonnabend die Maßregeln erörtert, durch welche die den österreichischen Exportindustrien aus der Aktivierung der „Deutschen Levantelinie“ entstehende Konkurrenz der deutschen Industrie unwirksam gemacht werden könnte. Die genannte deutsche Linie, welche durch einen Tarifverband mit den preussischen und sächsischen Staatsbahnen, durch kombinierte Land- und Seetarife und durch direkte Abfertigung der Waaren eine außerordentlich billige Verbindung der norddeutschen Handels- und Industrieplätze mit den Häfen Griechenlands, der Türkei und Kleinasiens ermöglicht, bedroht die österreichischen Interessen allerdings mehrfach. Ihre niedrigen Durchfrachten werden den sächsischen und böhmischen Export nach der Levante von seinem bisherigen Weg über Triest, Fiume oder über Ungarn und die Balkanbahnen abgehen und zugleich dem deutschen Eisen, Glas, Porzellan und vor allem dem Zucker einen bedeutenden Vorrückgang vor den gleichen Produkten Oesterreichs verschaffen. Der Fruchtjah für Zucker von Magdeburg nach Konstantinopel be-

trägt bei Sendungen über 100 Meterzentner für den Zucker 2,70 M., wogegen sich der Zuckertarif von Böhmen auf 1,55 fl., der Lloydtarif auf 0,90 fl. Gold oder 1,10 M. und zusammen mit der Umladung auf 4,50 M. beläuft, 2,30 M. höher, als der Zucker nach den kombinierten deutschen Levantelinien bezahlt. Es wird daher einer Herabsetzung der Bahn- und Lloydtarife oder der eines kombinierten Tarifs bedürfen, um der deutschen in der Levante begegnen zu können. In der Levante auch der Gedanke, die böhmischen Exportstationen an die Levante anzuschließen, angeregt worden, aber es ist wahrscheinlich, daß die Regierung einem Vorschlag sollte, der die Interessen der Exportbahnen schädigen würde, wie gestern ausgeführt worden ist, nur den Raffinerien und Schön-Priester zu gute käme, zu deren Gunsten man die Interessen des gesammten, sich stetig vermehrenden Zucker aufopfern würde. Obwohl in diesem Falle die Erhaltung enger, wie ertragreicher Handelsbeziehungen in Frage, die Interessen nicht viel Hoffnung, daß die österreichischen ihre Tarife nach Maßgabe derjenigen der ungarischen modifizieren werden und der Lloyd die Besetzung der reichlichen Exporteure begünstigen oder gar zu kombinieren sich bereit finden lassen sollte. Ueber die Zweckmäßigkeit Lehren für den Zuckerhandel waren die Theilnehmer Sammlungen nicht einig, dagegen äußerten sie durchweg langen nach Ermäßigung der Hafengebühren in Triest auf 18 Kreuzer belaufen gegen 5 Pfennig in Hamburg, der Wunsch nach Befreiung des die Exporteure überlastenden Refraktionsystems des Lloyd und der Bahnen. Die schließlich Anträge auf Ermäßigung der Bahntarife nach der Hafengebühren in Triest und der Lloydtarife auf einen weiteren Antrage dem Verlangen nach einem Land- und Seetarif für die nach der Levante bestimmten Ausbrud. Zur Wahrung der besonderen Interessen der Industrie wurde ein eigenes Komitee niedergelegt.

Schweden und Norwegen. Seit Donnerstag den 25. Juni streifen ca. 700 Mitglieder des Schwedischen Arbeitervereins, so ist es als das Dampfschiff „Kong Ring“ auf der Rhethe beladen anzunehmen, waren die Arbeiter nicht dazu zu beladenen Pram hinaus auf die Rhetde zu schaffen, machte sich das Komptoirpersonal daran, den schweren Pram auszurudern. Nachdem sie nach langer Zeit und schwerem endlich an ihrem Ziele sind, rudern von den 200 am Pram sammelten Streikenden 5 Mann dem Pram nach, besetzt die Hintertteile desselben eine starke Trösse und unter Zug der Pram von den am Ufer lebenden wieder an die Rhetde gezogen. Der Direktor des Sägewerkes, während hierüber seinem Vorgesetzten gegenüber Luft, welche er nicht doch erklären mußte: „Was ich mit meinen 14 Konstantinopel kann, ist gar nichts, dadurch wird das Uebel nur vergrößert.“ „Kong Ring“ mußte ohne Last abgehen. Die 5 Mann, welche am Pram besetzten, bekamen Ordre, vor Gericht zu erscheinen, die übrigen Streikenden erklärten sich jedoch mit ihnen folgend am Montag erschienen statt der 5 mehr als 300 Mann. Die Heilsarmee hat den Streikenden ihre große zur Verfügung gestellt und hielten die Streikenden in am Sonntag ihre erste von ca. 1000 Personen besetzte Sitzung ab. Religiöse Leute in Fredrikshald suchten zu verhindern, daß diese Lokale der Heilsarmee durch den Zusammenkünfte „entweicht“ würden, doch vergebens. Die Heilsarmee am Sonntag ein Gebet zu Gott, er möge die Arbeiter zu ihrem Rechte verhelfen und die Macht der Streikenden brechen.

Großbritannien. London, 16. Juli. Auf Grund des Berichtes der Untersuchungs-Kommission über die Behördensamendverweigerung der Besatzungen des 2. Bataillons der Grenadier-Garde sollen die Führer der Bewegung vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Theater.
Donnerstag, den 17. Juli.
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
Der arme Jonathan.
Wallner - Theater. Ramsell N. touché.
Viktoria-Theater. Stanley in Afrika.
Ostend-Theater. Der Traum ein Leben.
Sellekianze - Theater. Der Nautikas.
Zvoll's Theater. Die lustigen Weiber von Windsor.
Baufmann's Variété. Große Spezialitäten-Vorstellung.

Englischer Garten.
Direktion: C. Andres, Alexanderstraße 27c.
Auftreten der Kostüm-Soubrette Fräul. Belmont.
Auftreten des Gesangshumoristen Herrn Jonas.
Auftreten der Duettistinnen Geschwister de la Terra.
Auftreten des Langkomikers Herrn Schmidts.
Auftreten der Jano-Truppe.
Anfang Wochentags 8 Uhr.
Sonntags 5 1/2 Uhr.
Entree Wochentags u. Sonntags 80 Pf. 50 Pf. und 75 Pf. im Vorverkauf 20 und 30 Pf.
Der Garten ist an Vereine f. Sommerfestlichkeiten m. Spezialitäten-Vorstellung zu vergeben.

Stabliement Buggenhagen am Moritzplatz.
Täglich:
Grosses Garten-Concert.
Direktion A. Rodmann.
Dienstag und Freitag: Walzer-Abend.
Wochentags 10 Pf.,
Sonntag und Festtags 25 Pf.
Bei ungünstiger Witterung in den unteren Restaurationsräumen.
Großer Frühstücks- und Mittagstisch.
Spezial-Ausichant von Bohnenhofer Export-Bier, Seidel 15 Pf.
Die oberen Säle bleiben bis auf Weiteres wegen Renovierung geschlossen.
641 F. Müller.

Echt Bayerischer Brasil
Marke Schüb 1150
ist der beste Schnupftaback.
Zu haben in allen durch Plakate erkennl. Zigarrogengeschäften.
Sinderwagen. Das gr. Lager Berlins
Andreasstr. 23, S. p. 1103

Telegr.-Adr.: Glückscollecte Berlin.
Königl. Preuss. Lotterie.
Ziehung vom 22. Juli bis 10. August 1890.
Original-Loose mit Bedingung der Rückgabe 3 Tage nach beendeter Ziehung
 $\frac{1}{1}$ 192, $\frac{1}{2}$ 96, $\frac{1}{4}$ 48, $\frac{1}{8}$ 25 Mark.
Anthell-Loose $\frac{1}{8}$ 24, $\frac{1}{16}$ 12, $\frac{1}{32}$ 6,25, $\frac{1}{64}$ 3,25 Mark.
Ferner $\frac{1}{100}$ 2,25 Mark, $\frac{10}{100}$ sortirt 20 Mark.
Porto und Liste 75 Pf. 1155
M. Meyer's Glückscollecte, Berlin O., Gräner Weg 40.
Telephon 7a 577L.

Hamburg - Amerikanische
Packetfahrt Actien Gesellschaft
Express-
Postdampfschiffahrt
Hamburg - New York
Southampton anlaufend
Oceanfahrt ca. 7 Tage.
Ausserdem regelmäßige Postdampfer-Verbindung zwischen
Hävre - New York. | Hamburg - Westindien.
Stettin - New York. | Hamburg - Havana.
Hamburg - Baltimore. | Hamburg - Mexico.
Nähere Auskunft erteilt: **Wilh. Mahlor, Berlin N., Invalidenstrasse 121**
283 und **August Langer, Berlin, Platz vor dem Nonen Thor 3.**

Berein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend.
Sonntag, 20. Juli, Vorm. 10 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Rono Grünstrasse 28:
General-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Kassenbericht pro 2. Quartal. 2. Neuwahl der Arbeitsvermittler.
3. Erledigung zurückgestellter Anträge. 4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.
Zahlreiches und pünktliches Erscheinen der Mitglieder erwartet. Der Vorstand.
NB. Die Versammlung beginnt präzis 11 Uhr. 1146

Fachverein der Bürsten- und Pinselmacher Berlins und Umgegend.
Sonntag, den 20. Juli, Vormittags 10 Uhr, bei Feuerstein (Cunel), Alte Jakobstraße 75:
Versammlung.
Tagesordnung: 1. Vortrag über: Kapitalistische und sozialistische Moral. Referent: Herr Pöns. 2. Diskussion. 3. Errichtung eines Rechtsschutzes. Wahl von drei Mitgliedern zur Rechtsschutz-Kommission. 4. Verschiedenes.
Um recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen bittet
Der Vorstand. 1103

Achtung!
Allgemeiner Metallarbeiter-Verein Berlins und Umgegend.
Sonnabend, den 16. August 1890:
Grosses Sommerfest
verbunden mit
Sommerachts-Ball
in der
Brauerei Friedrichshain (früher Lips) am Königstr. 5
Von 5 Uhr an:
Großes Garten-Konzert,
ausgeführt von der 40 Mann starken Kapelle unter Leitung des
Musikdirektors Herrn W. Finsterbusch.
Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert im großen Saale
Von 8 Uhr ab: **Grosser Sommernachts-Ball.**
Bei eintretender Dunkelheit: **Große Rinder-Polonaise, Umarmung, Großer Bonbonregen.** Eröffnung des Gartens um 8 Uhr.
Entrée 30 Pf. Programm an der Kasse gratis. —
bei den Vorstandsmitgliedern J. Hartmann, Reichensbergerstraße 78, P. Littin, Reichensbergerstr. 23, Hof 2 Tr.; R. Ungor, Kesselstr. 20; G. Woll, Reichensbergerstr. 14a, zu haben; ferner bei: R. Woll, Reichensbergerstr. 151, v. 4 Tr.; C. Zaleski, Oranienstraße 187, Seitenstr. C. Gran, Wendenstraße 2, v. 3 Tr.; O. Wandelt, Oppelnerstraße 12, A. Schlofel, Wilsnaderstr. 11. Das Vergnügungs-Komitee. J. M.

Fachverein der Metallarbeiter in G.
Wasser- und Dampfmatruen.
Sonnabend, den 19. Juli, in „Baufmann's Park“ am Stadtbahnhof Alexanderplatz:
Feier des 7. Stiftungsfestes
durch **Konzert, Spezialitäten-Vorstellung** und darauf folgenden
Freunde und Gönner des Vereins sind hiermit freundschaftlich
Gilles à 30 Pf. sind bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern, sowie
mit Plakaten belegten Handlungen zu haben. Die **Bassfeische** ist von
an geöffnet. 1147

Rheinländischer Tunnel,
gen.: „Die fidele Nagelkiste“,
Berlin N., Elbasserstraße 78,
gegenüber der Bergstraße.
Im **sozial photographisches**
Atelier zur Vermählung. — Jeder
Gast, auch wenn derselbe nur für
10 Pfennige verkehrt, wird
gratis photographirt
und erhält sein Bild sofort als
Gratispräsent. Höchst scherzhaft!
H. Schultze (mit'n G).
Einziges Heller-Photographie
der Welt. 1940

Rechts-Bureau
A. Ludwig, Manteuffelstr.
fertigt Klagen, Gesuche zc. billige
Riedorf, Prin. Handwerker
noch Wohnungen mit Wasser
von 50—58 Thlr. zu vermieten
Passage 1 Tr. 9 Uhr M. 6. 10
Kaiser-Panorama
Hervorrag. Sehenswürdigk. d. Welt
zum ersten Male
Passionsspiele, Oberammergau
und Umgegend.
Viele Wünsche erfüllt
Zweite Wanderung
durch das Riesengebirge
Eine Reise 20 Pf., Kind 10 Pf.
Abonnement 1 M.

Unter dem Titel: „Fürst Bismarck und die Arbeiterfragen“

Öffentlichen die „Samb. Nachr.“ die folgenden Auslassungen ehemaligen Reichskanzlers:

Dem Fürsten Bismarck wird vorgeworfen, er habe an die öffentlichen Erlasse vom 4. Februar den Vorschlag der Berufung der internationalen Konferenz geknüpft, obwohl er der Ansicht gewesen sei, daß es auf Illusion beruhe, den Arbeiterschutz international machen zu wollen; es könne nicht gerechtfertigt werden, ein Minister, wenn er seinen Monarchen von einem Plane abzubringen vermöge, einen Rath erteile, dessen Durchführung vergeblich jenen Plan begünstige, nach der willkürlichen Ueberlegung des Ministers aber vielmehr vereitele. Das sei nicht ein Diener seines Herrn, der so handle.

Diese Darstellung ist eine Verzerrung des Sachverhaltes. Ein leitender Minister glaubt, daß die allerhöchsten Entscheidungen den Landesinteressen nicht entsprechen, so ist er seinerseits verpflichtet, den ihm verfassungsmäßig zustehenden Einfluß die Krone dahin geltend zu machen, daß die Ausführung der Entscheidung unterbleibe. Der Minister handelt pflichtwidrig, wenn er anders verfährt; er leistet dem Monarchen und dem Lande treuesten Dienst dadurch, daß er seine Meinung mit Nachdruck und Entschiedenheit vertritt. Wenn der Minister meint, daß die Krone, die sein Herr zu gehen entschlossen ist, gefährliche Wege zu gehen, so ist er amtlich und vor seinem Gewissen gehalten, dies auszusprechen. Man dient seinem Herrn am besten, indem man ihn warnt, sich in Gefahr zu begeben. Gelingt es dem Minister nicht, den Monarchen von der Bedenklichkeit der geplanten Maßregeln zu überzeugen, weil der Minister infolge seiner Unentschiedenheit oder aus vorgesehener Meinung als parteilich angesehen wird, so ist er doch nicht ohne Weiteres berechtigt, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen und eventuell um seinen Abschied zu bitten. Hat dann der Versuch zu machen, seine abweichende Ueberzeugung durch andere Personen und Instanzen, die das Vertrauen des Monarchen in der fraglichen Angelegenheit vielleicht mehr haben als der leitende, verantwortliche Minister der Krone gegenüber vertreten zu lassen. Die Nachberrufenen hierzu sind die übrigen Minister. Hat er auch hiernit keinen Erfolg und ist die Sache, so handelt der Minister im Landesinteresse, wenn er dem Monarchen anrät, vor der Ausführung der Entscheidung eine gutachtliche Beurteilung derselben durch sachverständige Autoritäten, die nicht seine Minister sind, herbeizuführen.

In dieser Lage dürfte sich Fürst Bismarck dem Kaiser gegenüber in Sachen der auf die Arbeiterfragen bezüglichen Erlasse und weiteren Maßnahmen befinden haben. Die Meinung des Monarchen war eine andere, wie die seines Kanzlers; die übrigen Minister aber, die noch wenige Jahre zuvor mit dem leitenden Staatsmanne eines Sinnes waren, mochten ihre Ansicht geltend, und sie aus Gründen, deren Erörterung uns hier nicht zuzugewandt werden kann. So blieb als letzter Rath zur Verfügung dessen, was der Kanzler in diesem Falle als die salutaria publica erkannte, nur der Vorschlag zur Berufung des Staatsraths, resp. der internationalen Konferenz übrig. Wenn diese Beratungsförperschaften den auf sie gerichteten Hoffnungen nicht entsprechen, so beweist das höchstens, daß der frühere Reichskanzler in seinen bezüglichlichen Voraussetzungen eine Enttäuschung erfuhr, die ihn als Menschenkenner irre machen konnte; insofern war das Ergebnis der Staatsraths- und Konferenzberatungen voraus zu sehen. Die Berufung dieser Beratungsinstanzen war vollständig berechtigt, auch wenn sie schließlich nicht dem Zwecke entsprach.

Nachdem die Ansicht des leitenden Staatsmannes nicht durchgedrungen war, sondern die des Monarchen, mußte ersterer entgegen der Ausführung der von jenen Beschlossen zu werden. So fand die Trennung statt; von einer Untreue da zu reden ist sinnlos. Thatsächlich ist Fürst Bismarck wegen Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und ihm entlassen worden; aber das ist weder ein Geheimniß, noch ist daraus irgend ein Vorwurf gegen ihn zu konstruieren. Wer die Reden, die Fürst Bismarck im Jahre 1888 im Reichstage zur Frage des Arbeiterschutzes gehalten hat, mit Aufmerksamkeit liest und sie mit den entsprechenden Vorlagen der jetzigen Regierung vergleicht, dem ist die Unvereinbarkeit beider Anschauungen nicht entgangen. Der ehemalige Kanzler ist arbeiterfreundlich im Sinne der durch ihn in's Leben gerufenen kaiserlichen Volksliste vom 17. November 1881, der Waise der deutschen Sozialpolitik; er will die Arbeiter gegen die Gefahren der Krankheit, des Alters und der Invalidität sichern, aber er glaubt nicht, durch Eingreifen in die Autonomie des Arbeiters selbst oder dem Staate wahrhaften Nutzen bringen zu können. Das schöne Ziel der Beschränkung der Sonntags-, der Frauen- und Kinderarbeit schwebt auch ihm als erstrebenswerth vor; aber er glaubt nicht nachgewiesen zu sein, wie die vielen Millionen, die dem Arbeiterstande durch diese Beschränkung an Arbeitslohn entzogen werden, anderweitig beschafft werden können, ohne daß die Konkurrenzfähigkeit der Industrie und der Staat darunter leiden, glaubt er auf diesem Wege nur so weit vorgehen zu dürfen, als durch die allerdingendste Nothwendigkeit erheischt wird. Der ehemalige Kanzler meint auch wahrscheinlich nicht, daß durch die Allianz mit der Wegeblichkeit der Arbeiter zur Sicherung des nationalen Friedens zu gelangen ist.

Wenn Fürst Bismarck, als der älteste und erfahrenste Politiker, in diesen Dingen solche Ansichten gewonnen hatte, sie aber nicht durchsetzen konnte und infolge dessen aus dem Dienste beurlaubt wurde, so ist es unbillig, von ihm zu erwarten, daß er „nunmehr“ zu der Ueberzeugung von der Unrichtigkeit seiner Ansicht gelangt sein und schweigen müsse. Man kann ein sehr guter Royalist sein und dennoch die jeweilige Politik der Krone nicht für richtig und heilsam halten. Dann erheben sich die Rechte und Pflichten, es offen auszusprechen. Fürst Bismarck hat, solange er in seiner ministeriellen Stellung war, seine Ansicht stets mit aller Offenheit vertreten; kein selbstständig denkender Mann kann ihm zumuthen, sie jetzt zu verschweigen, nur weil er aus dem Dienste geschieden ist. Der Privatmann ist freier als der Minister und wenn der letztere zufällig Fürst Bismarck ist, hat er dem Lande gegenüber vielleicht nicht einmal das Recht, zu schweigen, selbst wenn er wollte. Außerdem sind wir der Ansicht, daß ein Politiker, der einen Ruf zu verlieren hat, Ueberzeugungstreue für sich von ihm vertretenen Gedanken zu bewahren und einen Werth daraus zu legen hat, daß er mit Maßregeln, von denen er überzeugt ist, daß sie wenigstens nicht von der Nachwelt konfundirt werden. Er muß darauf bedacht sein, seinen Ruf als Staatsmann von Dingen rein zu halten, die seiner Ueberzeugung widersprechen.

Lokales.

Die Missstände in der Gesetzgebung, betreffend die Unfallversicherung. I. Bei der Reichstagsdebatte über die Anträge, welche die sozialdemokratische Fraktion behufs Abänderung des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 eingebracht hatte, ging die Staatsregierung der Sache dadurch am besten aus dem Wege, indem sie eine Novelle zum Gesetz ankündigte. Somit war die Angelegenheit vorläufig beigelegt. Wann die verarbeitete Arbeiterchaft mit dieser Novelle beglückt werden wird, wissen wir nicht. So viel aber ist sicher: Jahre können darüber noch vergehen! Machen sich doch in neuester Zeit wieder Stimmen bemerkbar, welche vor der Revision des Unfallversicherungsgesetzes eine Umarbeitung des Krankenversicherungsgesetzes fordern. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier unerörtert lassen. Nichtsdestoweniger scheint es uns angebracht, im Anschluß an die oben erwähnten Anträge weitere Mängel des Unfallversicherungsgesetzes ans Licht zu ziehen, namentlich auch solche, die nicht durch das Gesetz selbst bedingt sind, sondern durch die Praxis in der Ausführung desselben hervorgerufen werden. Eine Besprechung hierüber ist umso mehr am Platze, als seit dem Inkrafttreten des Unfallversicherungsgesetzes bald fünf Jahre verstrichen und die Schattenseiten desselben in diesem Zeitraume genügend hervorgetreten sind.

Das Unfallversicherungsgesetz hat den Zweck, den in den gefährlichen Industriezweigen thätigen Arbeitern beim Eintreten körperlicher Betriebsunfälle für die erlittene Verminderung in der Erwerbsfähigkeit eine Entschädigung zu gewähren, resp. die Hinterbliebenen eines Getödteten gegen Noth und Elend zu schützen. Wenn wir uns nun zunächst die Frage vorlegen: Wird der Zweck des Gesetzes in vollem Maße erreicht? — so müssen wir hierauf schon bei der Besprechung über den ersten Abschnitt des Gesetzes — Umfang der Versicherung — eine verneinende Antwort geben.

Wir meinen hier nicht allein im Allgemeinen, daß der Kreis der zur Unfallversicherung herangezogenen Industriezweige zu eng begrenzt ist, obwohl das Transportgewerbe, die Land- und Forstwirtschaft, der Schiffahrtswert etc. nachträglich mit eingegriffen worden sind, sondern wir haben hierbei namentlich die Thatsache im Auge, daß die große Mehrzahl der für versicherungspflichtig erachteten Betriebsarten selbst nicht in ihrem vollen Umfange hierzu herangezogen werden. Die meisten Kleinbetriebe dieser Industriezweige sind nach dem Wortlaut des Gesetzes und den ergangenen Ausführungsbestimmungen von der Versicherung ausgeschlossen, da eine Gefahr für die Arbeiter solcher Betriebe nicht angenommen wird. Ein erheblicher Bruchtheil der Unfälle passiert aber in den Kleinbetrieben ebenso häufig, als in den größeren Betriebsstätten, und zahlreich sind die Fälle, wo in Kleinbetrieben Verunglückte sich vergeblich um die Wohlthaten des Gesetzes bemühen. Soll also der Zweck des Gesetzes auch nur annähernd erreicht werden, so muß zunächst hierin Wandel geschaffen werden.

Ein weiterer Uebelstand in der Handhabung des Gesetzes besteht darin, daß der Begriff des Betriebsunfalles bei weitem zu eng gefaßt ist. Die knappe Form von Gesetzesbestimmungen verhindert häufig, daß die Bedeutung und die Tragweite der letzteren sich klar und zweifellos aus den Worten selbst ergeben, und so ist denn namentlich in diesem Punkte den Berufsgenossenschaften der weiteste Spielraum gelassen. Es ist deshalb auch kaum möglich, eine endgiltige Präzision der bezüglichlichen Gesetzesbestimmungen festzustellen und täglich werden in dieser Hinsicht die widersprechendsten Ansichten und Entscheidungen zu Tage gefördert. Daß die letzteren selten zu Gunsten eines Verunglückten ausfallen, dafür bürgen die durch das Gesetz geschaffenen Feststellungsorgane der Berufsgenossenschaften, indem die Versicherten auf diese Organe nicht den geringsten Einfluß haben. Erst in der Berufungs- und Rekursinstanz dürfen Arbeitervertreter in zweifelhaften Fällen bei den Entscheidungen mitwirken. Einige drastische Beispiele solcher Urtheile wollen wir hier anführen.

1. Ein Kutscher ist mit dem Reingeln seines Wagens auf offener Straße, also außerhalb der Betriebsstätte, beschäftigt. Hierbei trifft ihn ein Stück Holz, welches von dem Neubau des Hauses seines Arbeitgebers herunterfällt und verletzt ihn tödlich. Ein Betriebsunfall wird nicht angenommen, weil das Gesetz die Arbeiter nur gegen die ihnen aus solchen Unfällen erwachsenden Schäden versichert, welche sich aus dem Gewerbe, indem sie thätig sind, ergeben, oder die durch dessen Betrieb erwachsen.
2. Ein Arbeiter erleidet infolge eines Betriebsunfalles eine mit starker Blutung verbundene Quetschung der Nase, der rechten Schulter und der Brust. Nach einiger Zeit extrakt der Verletzte noch an Lustrohren-Entzündung, welche den Tod herbeiführt. Die Entschädigungsansprüche der Hinterbliebenen werden zurückgewiesen, weil die Sachverständigen einen Zusammenhang des Todes mit dem erlittenen Unfälle nicht „feststellen“ konnten.
3. Ein Fuhrmann ist mit seinem Fuhrwerk unterwegs, als er mit einem durchgehenden Gespann kollidirt. Er stirbt infolge dessen von Wunden und wird von dem fremden Fuhrwerk überfahren. Ein Betriebsunfall wird nicht angenommen, weil der Unfall nicht durch die Gefahren des Betriebes, in welchem der Verletzte angestellt ist, sondern durch eine fremde Ursache herbeigeführt worden ist.

Diese Entscheidungen sprechen für sich selbst und erübrigen sich deshalb eine Kritik darüber an dieser Stelle. Wir meinen aber, daß solche und ähnliche Fälle, die wir noch anführen könnten, den Zweck des Gesetzes in ganz beträchtlichem Maße lahmlegen. Jeder Verständige erkennt hier, daß der Begriff „durch die Gefahren des Betriebes verunglückt“ in ganz jämmerlicher Weise eingengt wird, obwohl er bei einiger Arbeiterfreundlichkeit der berufenen Organe ebenso gut erweitert werden könnte. Ferner bietet die ärztliche Kunst in mancher Hinsicht — namentlich aber bei inneren Leiden — unzuverlässige noch Lücken, und was bürgt dafür, daß in Fällen, wie ad 2, wo die Entscheidung von ärztlichen Ansichten abhängig gemacht wird, den armen Unglücklichen immer Gerechtigkeit widerfährt? Jedenfalls entspräche es mehr dem Grundgedanken des Gesetzes, wenn dergleichen unaufgeklärte Fälle ohne Weiteres zur Entschädigung gelangten.

Zur Unfallstatistik der Straßenbahnen bringt die „Zeitschr. f. Lokal- und Straßeb.“ einen kurzen Auszug, der, auf die Beobachtungen bei der Großen Berliner Pferdeisenbahn während des Jahres 1889 gestützt, zu einem verhältnismäßig günstigen Ergebnis gelangt. Es sind nämlich infolge von „Betriebsverrichtungen“ im Ganzen nur 293 Personen von Unfällen betroffen worden, von denen inbess 279 vollständig erwerbsfähig wieder hergestellt wurden, 13 aber bei Abfassung des Verichts der Wiedergenesung entgegengingen. Nur ein einziger aller Fälle führte zu einer Verminderung der Erwerbsfähigkeit, während dauernde Erwerbsunfähigkeit und Todesfälle ganz ausgeschlossen blieben. Es verunglückten von den einzelnen Beamten der Pferdebahn u. A. nur 5 Kontrolleure (von 56), 52 Schaffner (von 894),

43 Kutscher (von 914), 94 Stallknechte (von 626), 11 Beschlagsleute (von 112). Außerdem wurden noch betroffen 15 Bahnarbeiter, 12 Aufsichtsarbeiter, 9 Werkstättenarbeiter. Eine kleinere Zahl der Unfälle ist nicht durch den Betrieb selbst, sondern durch Fahrgäste veranlaßt worden, welche aus irgend welcher Ursache im Ganzen 6 Schaffner, 1 Kutscher und 1 Vorleger thätlich angriffen. Bei den Zusammenstößen waren betheiligt 5 Droschken und 5 Pferdebahnwagen, 3 Rollwagen, 2 Milch- und Postwagen, sowie 9 Wagen und Fuhrwerke anderer Art. Die Verunglückung von Fahrgästen ist hier außer Acht gelassen.

Vom religiösen Wahnsinn besessen wurde vor kurzem die Frau des in der Kasanien-Allee 81 wohnenden Schuhmachermeisters Geiseler. Frau G., welche sich viel im praktischen Leben bewegt hatte, da die beiden Eheleute früher behufs Abfahrs ihrer Baaren die Messen und Jahrmärkte besuchten und überhaupt viel auf Reisen waren, hatte bis vor ungefähr 5 Monaten nie besondere Neigung zum Kirchenbesuch oder sonstigen religiösen Uebungsübungen gehabt; um obige Zeit fing sie nun (wahrscheinlich auf Anregung von Bekannten) an, die Predigten und Bestunden der Baptistengemeinde in der Gartenstraße zu besuchen, wovon Herr G. in der ersten Zeit weiter keine Notiz nahm. Späterhin waren aber der Frau diese Besuche, welche wöchentlich zweimal und Sonntags dreimal erfolgten, schon so zur Leidenschaft geworden, daß sie durch nichts mehr davon zurückgehalten werden konnte und ihre liebsten Gewohnheiten dafür opferte. Nun ergab sich Frau Geiseler auch mit solcher Leidenschaft dem Bibellesen, daß sie ganze Nächte dabei zubrachte und dann auch Visionen gehabt haben wollte. Ihren Mann suchte sie dann mit aller ihr zu Gebote stehenden Ueberredungskunst zu ihrem Glauben zu bekehren. Die sonst so ordentliche Frau ließ sich jetzt auch Unregelmäßigkeiten in der Wirtschaft zu Schulden kommen, welche ihren Ehemann veranlaßte, ihr sanfte Vorstellungen zu machen mit dem Hinweis darauf, daß schon Viele durch ein derartiges Gebahren in religiösen Wahnsinn gefallen seien, worauf er die Antwort erhielt: „Das wird der Herr bei mir nicht zugeben.“ Es wurde schlimmer und schlimmer, bis die unglückliche Frau mit einem Male von Wuthausbrüchen besessen wurde, welche auf Anordnung des Arztes ihre Ueberführung nach der Charite nöthig machte.

Verunglückter Lustschiffer. Der vorgestern Nachmittags 4 Uhr in Sternerschen Giabiffement zu Weissensee aufsteigende Lustschiffer L. war zur angegebenen Zeit vor einem zahlreich versammelten Publikum haushoch emporgestiegen, um sich nach Dessenung des Ventils mittelst des Fallschirmes zur Erde niederzulassen. Dabei passirte im das Versehen, daß er sich in der Höhe vergriff, den Fallschirm verfehlte und aus einer Höhe von etwa 30 Metern zur Erde herabstürzte. Natürlich war durch diesen schweren Unglücksfall die Festfreude des Publikums gestört und verließen Viele den Vergnügungsort. Der Bedauernswerthe wurde sofort nach Hinzuziehung eines Arztes nach dem städtischen Krankenhaus am Friedrichshain überführt, wo seitens des das Jour habenden Arztes schwere innere Verletzungen und bedenkliche Kontusionen am Nackgrat festgestellt wurden. Den Ärzten gegenüber äußerte L., daß ihm das Experiment zwölfmal gelungen, das dreizehnte Mal aber mißglückt sei. Die Zahl „13“ war für L. also in der That eine Unglückszahl.

Durch einen nichtwürdigen Rubenreich ist vorgestern Nachmittags ein Besucher des Brunenwalds schwer verletzt worden. Der Betreffende, ein in der Chausseestraße wohnender Kaufmann K., hatte mit Frau und Tochter zwischen Schlachtensee und Wannsee Halt gemacht, und während die Damen blumenpflückend sich weiter in den Wald hinein entfernten, schlug Herr K. eine mitgebrachte Taschenhängematte zwischen zwei Bäumen auf und schlief bald ein. Als eine halbe Stunde später Frau K. und deren Tochter wieder zurückkehrten, fanden sie den Gatten und Vater in einer Blutlache liegend mit einer klaffenden Wunde am Hinterkopf vor. Die Schnur, welche die Hängematte trug, war von büßlicher Hand durchschnitten worden, während Herr K. schlief und war derselbe so unglücklich mit dem Kopfe auf einen Baumstumpf gefallen, daß er einen Schädelbruch erlitten hatte. Lebensgefährlich verletzt wurde der Bewußtlose nach Berlin geschafft. Wer der Urheber des freivolten Scherzes gewesen, hat nicht ermittelt werden können.

Die wegen Hochverraths von Reichsgericht kürzlich zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilte Frau Reinhold aus Berlin ist zur Verbüßung der Strafe in die Strafanstalt zu Tellich überführt worden.

Die „Volks-Ztg.“ bringt folgendes Beschäftigungsgesuch: „Wir suchen für eine unserer Blatte nahestehende, wegen ihres Freimuthes gemäßigtere Persönlichkeit Stellung als Mitarbeiter oder Hilfs-Redakteur einer energisch liberalen Zeitung; auch Nachweis von Privatstunden à 1 M. in Latein, Griechisch, Mathematik ist erwünscht. Nähere Auskunft erteilt gern die Redaktion der „Volks-Zeitung“.

Die automatischen Chokolade-Verkäufer, welche man überall in den Restaurants, Cafés, öffentlichen Gärten etc. ausgestellt sieht, sind etwas in Verfall gekommen, seit es öfter vorkommt, daß sie ihren Dienst versagen. Sie haben zwar einen unerfülllichen Appetit für „Nidel“, aber lassen zuweilen lange auf sich warten, bis sie die gewünschten Chokoladefädelchen etc. von sich geben. Rathlos stehen oft die gelangweilten Nidelwerfer vor der halbstarren Maschine, welche trotz alles Klopfens und Schüttelns nichts herausgeben will. Die so Gefoppten mögen nun einen Trost darin finden, daß es einem Schlaupopse gelungen ist, durch ein einfaches Mittel der Maschine einen Streich zu spielen. Er schlägt sich nämlich ein Loch in den „Nidel“, bindet eine Schnur daran, läßt das Geldstück durch den Schlitz in den Kasten gleiten, und nachdem er Chokoladefädelchen, Zigaretten etc. unten aus dem Kästchen genommen, zieht er seinen Nidel einfach an der Schnur wieder oben durch den Schlitz heraus. Der Erfinder dieses genialen Kunststückchens ist nun zwar in einem Restaurant an der Friedrichstraße gestern Abend auf der That erwischt worden und steht seiner Bestrafung entgegen, aber die Tage der Chokolade-Automaten dürften infolge dessen doch vielleicht gezählt sein, wenn es nicht gelingt, eine neue Vorrichtung daran anzubringen, welche das Kunststückchen unmöglich macht.

Noch mal so glücklich „davongekommen“ ist vorgestern Vormittags gegen 7½ Uhr ein Charlottenburger Zimmermann und zwar trotz eines Sturzes aus beträchtlicher Höhe. Infolge eines Fehltrittes auf dem Neubau Berliner- und Krummerstraße-Gate stürzte der Mann aus der 3. Etage in die Tiefe hinunter. Er fiel zunächst auf das Dach des nur einstöckigen Nachbarhauses, ein Balken, an welchem er sich in der Höhe hatte festhalten wollen, fiel polternd nach, jedoch ohne den Abstürzenden zu treffen. Als Letzterer unten angelangt war, zeigte es sich, daß der Zimmermann nur eine Schnittwunde an der Hand, mit welcher er beim Fall auf das Nachbardach in eine Bodenfensterscheibe gerathen, sonst aber keinerlei weitere Verletzungen erlitten hatte. Nachdem der Mann den ersten Schreck überstanden, erhob er sich mit den Worten: „Na da bin ich noch mal so glücklich davongekommen!“

Das Agitationskomitee der Textilarbeiter hat Sammelstellen für gelesene Arbeiterblätter errichtet, weil in den Gegenden, wo die Textilindustrie vorhanden, meist die Löhne schlecht sind,

so daß ein Arbeiterblatt, welches von Auswärts bezogen werden muß, für diese Leute zu teuer ist. Wir bitten daher, uns gefundene Zeitungen an folgende Adressen zuzuschicken zu wollen.

Karl Hübsch, Karl Hoffmann, Remelerstr. 40, Dresdenstr. 18.

Polizeibericht. Am 15. d. Mts. Morgens wurde ein Mädchen in seiner Wohnung in der Wangelstraße von seiner Schachwirthin schwer krank ausgeführt und nach dem Krankenhause Bethanien gebracht, wo es gegen Mittag verstarb. Seiner eigenen Angabe zufolge hat es sich mittelst sogenannten Löthwassers vergiftet. — Vormittags wurde ein Mann in seinem Wohnzimmer in der Friedrichstraße erhängt aufgefunden. — Zu derselben Zeit fiel der Maurer Müller in einem Zimmer der 68. Gemeindefchule, Heinersdorferstraße 18, infolge eines Fehltritts von einer Leiter zwei Meter hoch herab und erlitt außer einem Bruch des Nasenbeines eine Gehirnerschütterung, so daß er nach dem Krankenhause am Friedrichshain gebracht werden mußte. — Nachmittags wollte ein Mann in seiner Wohnung in der Mantelstraße sich durch einen Schuss in den Mund das Leben nehmen und brachte sich eine schwere Verletzung bei, so daß seine Ueberführung nach dem Krankenhause Bethanien erforderlich wurde. — Zu derselben Zeit stürzte ein Arbeiter, als er im Hause Reichbergerstr. 14 eine mit Eiern gefüllte schwere Kiste aus dem Baden in den Keller schafften wollte, infolge eines Fehltritts mit der Kiste nieder, so daß diese auf ihn fiel, und erlitt derselbe dadurch einen Bruch des linken Oberschenkels. Er wurde nach der Charité gebracht. — Gegen Abend wurde eine Blumenhändlerin in der Friedrichstraße vor dem Zentral-Hotel durch eine von einem Bierwagen herabfallende leere Tonne getroffen und an den Unterschenkeln sowie am Hintertopf so bedeutend verletzt, daß sie nach der Charité gebracht werden mußte. — Nachmittags fand An der Stadtbahn Nr. 88 ein kleiner Brand statt.

Gerichts-Beilage.

Ein vielversprechender Pursche wurde gestern der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I in der Person des erst vierzehnjährigen Handlungslehrlings Max Paul Kanigki aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Der Angeklagte kam am 1. April in die Lehre bei dem Fabrikanten Hoppe, von dem er wöchentlich sechs Mark Besoldigungsgeld erhielt, das er seiner, in ärmtlichen Verhältnissen lebenden Mutter abliefern sollte. Nach Ablauf der ersten Woche kam der Angeklagte mit dem Bescheide nach Hause, sein Chef müsse wohl verzeihen haben, ihm das Geld zu geben. Am folgenden Sonnabend kam er wieder mit leeren Händen und einer anderen Ausrede. In Wahrheit hatte er das Geld vernachlässigt. Nach Ablauf der dritten Woche beschloß der Angeklagte, seinen Chef zu bestehlen, da sonst eine Entdeckung der begangenen Unterschlagungen unvermeidlich war. Nach Schluß des Geschäftes versuchte er, das Komptoir mit einem falschen Schlüssel zu öffnen. Der Bart des Schlüssels brach bei dem Versuche ab und blieb im Schlosse stecken. Jetzt verfiel der durchtriebene Launenichts auf eine raffinierte Idee, um seinen Plan durchzuführen. Er begab sich in die elterliche Wohnung und theilte seinem Vater mit, daß sein Chef ihm beim Verlassen des Geschäftes den Komptoirschlüssel mit den Worten in die Hand gedrückt habe, er möge sich sein Geld, das für ihn abgezählt im Komptoir liege, selbst herausholen. Beim Versuche, die Thür zu öffnen, sei der Schlüssel abgebrochen. Sein Vater glaubte ihm und besorgte selbst einen Schloffer, der sofort das Schloß abnahm und einen neuen Schlüssel anfertigte. Der Angeklagte mußte im Komptoir bleiben, bis der Schloffer mit den hergestellten Gegenständen zurückkehrte. Diese Zeit benutzte der Angeklagte zur Ausführung des Diebstahls. Mit einem eisernen Instrument sprengte er den Deckel eines Kassetts los und eignete sich von dem Inbhalte gegen 50 M. an. Damit verschwand er, indem er nach Danzig ging. Es stellte sich heraus, daß der Angeklagte noch weitere Straftaten begangen. Bei einem Bekannten seines Vaters hatte er im Namen des Letzteren 20 Mark geborgt unter der falschen Vorpiegelung, daß das Geld zur Beerdigung seines jüngsten Bruders gebraucht werden solle. Einen niederträchtigen Streich hatte er gegen seine Mutter verübt. Dieselbe fertigt Trikottaillen für eine Fabrik und hatte eine große Anzahl zugeschnittener Taillen in ihrer Wohnung. Von diesen entwendete der Angeklagte 84 Stück, da er aber wußte, daß er beim Verkauf Verdacht erregen würde; so zerschchnitt er den Stoff in kleine Fetzen; die er als Abfall für den Preis von einer Mark verkaufte. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Schmidt, hielt den jugendlichen Sünder eine eindringliche Strafpredigt und ernahnte ihn, die Bahn des Verbrechens zu verlassen. Das Urtheil lautete auf acht Wochen Gefängnis.

Als ein allzu energischer Hausverwalter hat sich der Herr Bernhard Troje gezeigt, welcher gestern wegen Verdröhung und schwerer Körperverletzung vor der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I stand. Der Angeklagte hat mehrere Häuser am Weidenweg zu verwalten. Zu seinen Miethern gehörte auch der Arbeiter Diehr, der am 20. November ermittelt worden war. Am folgenden Tage erfuhr Troje, daß Diehr sich dennoch wieder in das Haus begeben habe. Er ging ihm nach und traf sowohl Diehr wie dessen Ehefrau auf der Treppe. Auf die Frage des Troje, was Diehr noch in dem Hause suche, erwiderte der Gefragte, daß er ein juristisch geliebtes Stück Handwerkszeug holen wolle. Troje gerieth hierüber in große Wuth, er zog eine Pistole hervor und rief drohend: „Hund, Du mußt sterben!“ Die Diehr'schen Eheleute wollten sich schleunigst entfernen, Troje versetzte dem Ehemann aber ohne Weiteres mit dem Griffe der — übrigens nicht geladenen — Pistole einen mächtigen Schlag gegen den Kopf, sodaß eine klaffende Wunde entstand. Der Angegriffene versuchte zwar, sich zur Wehre zu setzen, er zog aber den Kürzeren, weil die Ehefrau Troje ihrem Manne einen Dolchmesser zuordnete, den dieser als Waffe benutzte. Nicht nur der Ehemann Diehr wurde arg zu gerichtet, sondern auch dessen Ehefrau, die von dem Angeklagten mehrere Schläge über den Kopf erhielt. Die Miethandelden haben ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Der Gerichtshof war mit dem Staatsanwalt der Ansicht, daß die an den Tag gelegte Wuthheit des Angeklagten eine empfindliche Strafe verdienen und wurde auf 6 Monate Gefängnis erkannt.

Eigenthümliche Ansichten über seine Berufspflichten äußerte der Fuhrherr Ed. Hildebrandt, als er gestern wegen fahrlässiger Körperverletzung vor der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I stand. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß der Angeklagte am Vormittage des 19. April d. J. in vorschriftswidrig schneller Gangart mit seiner Dreifache I. Kl. von der Königstraße in die Heiligen-Geiststraße eingebogen war und hierbei einen Mann, der über den Strahndamm ging, zu Boden gestoßen und leicht verletzt hatte. Der Angeklagte verlangte dennoch ungestüm seine Freisprechung, da lediglich der Ueberfahrene Schuld an dem Unglücksfall gehabt habe. Derselbe habe seinen Blick nach der entgegengesetzten Richtung gehalten und seinen Anruf nicht gehört, wofür er aber doch nicht könne: Wenn er einen Fußgänger anrufe, so habe er seine Pflicht gethan und es sei Sache des Publikums, sich dann in Acht zu nehmen. Der Gerichtshof belehrte ihn eines anderen. Selbst wenn ein Unzufälliger aus Uebermuth oder aus einem anderen Grunde sich vor dem Wagen hinplänze, so dürfe der Kutscher nicht über ihn hinwegfahren, sondern müsse halten oder ausweichen. Der Gerichtshof erkannte gegen den Angeklagten auf dreißig Mark Geldstrafe.

Aus welsch geringfügigen Anlässen bisweilen benunnt und ein umständliches Gerichtsverfahren in Szene gesetzt wird, zeigte wiederum eine Verhandlung, welche gestern die I. Ferienstrafkammer des Landgerichts I beschaffte. Der Dachdecker Oskar Strabert war des Diebstahls beschuldigt, er sollte einem Kollegen ein Paar Strümpfe gestohlen haben. Es waren verschiedene Zeugen in der Sache geladen, aber schon nach Vernehmung der

beiden ersten wurde auf weitere Beweisaufnahme verzichtet und der Angeklagte auf den Antrag des Staatsanwalts freigesprochen. Alle Angaben des Angeklagten wurden bestätigt. Er war eines Tages auf den Bau in bloßen Füßen gekommen und auf Anrathen seiner Mitarbeiter hatte er ein Paar Strümpfe angezogen, welche ein abwesender Kollege an der Arbeitsstelle hatte liegen lassen. Als der Eigentümer der Strümpfe kam, händigte der Angeklagte ihm dieselben wieder ein. Aus diesem Thatbestande war eine Anklage wegen Diebstahls konstruirt worden.

Sträubung (Niederbayern), 16. Juli. Vom hiesigen Schwurgericht ist gestern der katholische Pfarrer Hartmann zu 8 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust wegen Anstiftung zum Meineide und Beihilfe an strafbarem Eigennutz verurtheilt worden; sein Oyster, die Kaufmannswittwe Ebenhöch von Berg, wurde freigesprochen. Während die Anklage den Pfarrer als den Anstifter, die armelige Wittwe als die eigentliche Thäterin ansah, hat sich das Geschworenengericht nur den eigentlichen Schuldigen herausgelangt und von dem Pfarrer verführte Frau laufen lassen. Die Ebenhöch schickte ihren Sohn nach dem Tode des Vaters in ein holländisches Jesuitenkloster, dem der junge Mann ein baares Einstandsvermögen von 88 000 M. zubrachte. Das genügte dem bekannten großen Magen nicht, denn durch das Ableben der Großmutter des Jesuiten Ebenhöch gelangten Mutter und Sohn zu einem weiteren Besitz von 66 000 M., den wieder das Kloster erhalten sollte. Hiergegen protestirten Verwandte der Ebenhöch und dieselbe wurde verurtheilt, die 66 000 M. herauszugeben. Das suchten die Herren Jesuiten, wie Herr Hartmann zu verhindern. Die Ebenhöch übergab auf Hartmann's Anleitung 83 257 M. an diesen, weitere 400 M. in Gold- und Silberfachen an Marie Jörg, Tochter des bekannten Archivars und früheren Centrumsführers und leistete, als Zwangsvollstreckung versagt wurde, wessentlich einen falschen Offenbarungseid. Alles auf Rath und direkte Anleitung des Herrn Pfarrers. Dem Gericht liegt eine förmliche Anweisung des Pfarrers für den Falschheid vor, jede Antwort ist genau vorgelesen und am 21. April fügt er noch bei: „Die Hauptsache ist, daß Sie eidlich erklären, Sie besäßen an Hab und Gut nicht mehr, als der Gerichtsvollzieher aufgenommen.“ Dabei ließ er wohlweislich seine Unterchrist weg, ebenso die Ortsangabe. Der Pfarrer hat das Alles selbst gestanden und schon die Anklage gelangte zu dem Schluß, daß die Ebenhöch lediglich durch ihn in ihrem widergesetzlichen Handeln bewogen wurde, der fromme Zweck, dem sie das Geld bestimmt, schien ihr so groß, daß es auf die kleine Sünde nicht ankam. Hartmann aber übergab das Geld dem geistlichen Rath Jörn in Würzburg, nachdem er es mit der Aufschrift versehen: „Eigenthum des Pfarrers Joseph Hartmann. Ist nach dem Tode desselben an die Gesellschaft Jesu auszuhändigen.“

Versammlungen.

Die Arbeiter der Nähmaschinenbranche, speziell die Arbeiter der Fabrik von Gebr. Rothmann, Neue Hochstr. 20, hielten eine öffentliche Versammlung im Kolberger Salon ab, welche gut besucht war. Zum ersten Punkt der Tagesordnung sprach Herr Robert Weber, Möbelpolier, über die Ursachen der Arbeitseinstellung der Möbelpolier bei Rothmann. Derselbe führte etwa Folgendes aus: Wie allen bekannt, legten die Möbelpolier genannter Fabrik am 17. Juni die Arbeit nieder, weil ihnen der bisherige Verdienst durch Einführung eines Akkorddienstes gekürzt werden sollte. Die Polirer, welche bisher auf Lohn gearbeitet haben, legten nun den Fabrikanten einen von ihnen angestellten Akkordtarif vor, welcher in einzelnen Positionen 20 bis 25 pCt. höher als des Fabrikanten Tarif war. Derselbe wurde von Herrn Rothmann angelehnt. Dies war am 17. Juni. Am 18. Juni sollte nochmals eine Unterhandlung stattfinden. Hier wurde den Polirern erklärt, daß man hoffe, durch Arbeitseinstellung billiger zu produziren; es solle ein Theil der Polirer gründiren, der andere Theil auspoliren, dann wolle man vorläufig es bei bisherigem Lohn belassen, bis auf Grund dieser Theilung der Arbeit ein neuer Tarif hergestellt sei, wodurch das Poliren sich billiger stellen sollte. Die Polirer wollten aber bindende Erklärung, konnten sich mit dem „vorläufig“ nicht begnügen, ebenso wenig als perfekte Polirer als Grundirer hergeben, wie einwilligen, daß aus Kosten der Arbeiter die Produktionskosten verringert werden. Eine Unterhandlung mit der Kommission des Verbandes der Möbelpolier verlief resultatlos, da der Meister über die Polirer, Herr Kindermann, erklärte: Die Polirer könnten bei dem Fabrikantentarif zurecht kommen. Er sei seiner Zeit als Meister zurecht gekommen und habe noch das Material (Schellack, Spiritus, Del etc.) geben müssen. Referent wies nun nach, wie Meister Kindermann zurecht gekommen sei. So habe er den Polirern mehr Lohnstunden eingeschrieben und sich das Geld wieder am Sonnabend zurückgeben lassen. Eine Weige kaufte er sich ebenfalls auf diese Weise von einem Polirer, ebenso mußte ein Polirer ihm in seiner Wohnung einen Sopha aufpoliren, welches acht Tage dauerte und erhielt derselbe doch am Sonnabend seinen Lohn von der Fabrik (Bewegung). Ebenso machte er mit den Gehilfen Reparaturen, wie Billardüberziehen etc., alles aus Kosten der Fabrik, in dem er mehr Lohn eintrieb. Nun habe Referent am 30. Juni mit Herrn Rothmann eine Konferenz gehabt, wo derselbe nochmals versuchte, die Differenz beizulegen. Er wies darauf hin, welche Manipulationen Meister Kindermann getrieben, und daß er doch wohl nicht so, wie er gesagt habe, bei den Preisen zurecht käme, sonst hätte er seiner Zeit nicht darauf gedrungen, in Lohn angestellt zu werden. Wenn Herr Rothmann an der Produktion sparen wolle, erklärte Referent, dann solle er einen solchen Meister, der relative Werthe schaffe, gehen lassen. Dann spare er pro Woche 42 M. an der Polirerei. Ferner fragte Referent Herrn Rothmann, ob er die Polirer denn unter dem alten Lohn und Arbeitsbedingungen wieder einstellen wolle, worauf Herr Rothmann erklärte, daß er, nachdem die Polirer vor seiner Thür ihm die auf Inserate antwortenden Polirer abgehalten haben, anzufangen, jerner die Polirer erst jetzt ihm von den Jüden des Meisters Kindermann mittelst Briefes in Kenntniß gesetzt haben, könne er dieselben eigentlich nicht wieder einstellen, jedoch wenn der Eine oder Andere käme anfragen, wolle er sehen. Referent habe nun Herrn Rothmann die Versicherung geben können, daß dieses nicht geschieht; vielmehr wird es nach wie vor Aufgabe des Verbandes der Möbelpolier bleiben, den Zugang fernzuhalten und die Streitenden vor wie nach zu unterstützen. Hieraus sprach Herr Gerich, Metallarbeiter zum zweiten Punkt: Der Kampf gegen das Großkapital und wie stellen sich die Metallarbeiter zur Arbeitseinstellung der Polirer bei Rothmann. Derselbe führte aus, wie in diesem Jahre überall Lohnkämpfe stattfanden, daß der Kampf mit dem Großkapital jetzt zum Klassenkampf geworden und daß es die höchste Zeit sei, daß die Metallarbeiter erwachen und geschlossen in der Organisation dem Großkapital die Stirn bieten. In kurzer Zeit werde es sich zeigen, wie das Kapital werde vorzugehen, denn überall vereinigen sich die Großindustriellen zur Stellung gegen die Arbeiter. Darum müssen die Metallarbeiter auch am Platze sein. Eingehend auf die Arbeitseinstellung der Polirer bei Rothmann, betonte Redner, daß es Aufgabe sei, die Polirer in diesem gerechten Kampf moralisch und so materiell zu unterstützen; denn was der kleinen Branche jetzt gilt, würde später auch die Hauptbranche treffen. Darum ist es Sache der Arbeiter der Rothmann'schen Fabrik, so viel in ihren Kräften steht, den Polirern zum Siege zu verhelfen. Die Arbeitseinstellung der Polirer ist eine gerechtfertigte. Daß habe der Vorredner klargelegt und nun haben wir darnach zu handeln. In der Diskussion sprachen, nachdem zwei Resolutionen eingegeben waren, die Polirer Kurth, Hase, Franke, Schulz, sowie die Metallarbeiter der Rothmann'schen Werkstatt Gubert, Unger, Warns. Letzterer war der Ansicht, daß die Angriffe gegen den Arbeiterausschuß genannter

Fabrik nicht richtig seien. Dieser Ausschuß sei nicht formirt gewesen. Dem gegenüber wurde von verschiedenen hervorgehoben, daß, wenn einem Arbeiterausschuß das Recht der Regelung solcher Lohnfragen zusteht, kann die Arbeitseinstellung nicht überflüssig sein. Es wurde nun beantragt, daß nur der Rothmann'schen Fabrik über die Resolutionen abgeurtheilt werden folgende Resolutionen von den Arbeitern einstimmig angenommen: Die heute im Kolberger Salon Versammlung aller in der Nähmaschinenbranche beschäftigten Arbeiter erklären die Arbeitseinstellung der Polirer bei Rothmann vollständig gerechtfertigt. Die Versammlung beauftragt den Ausschuß obiger Fabrik an Herrn Rothmann heranzutreten, suchen, die Differenzen mit den Polirern beizulegen durch Prüfung der Angelegenheit durch den Arbeiterausschuß. Hinzuziehung von 2 Kommissionsmitgliedern des Arbeiterausschusses, die anwesenden Arbeiter der Rothmann'schen Fabrik zu stellen, in der Zukunft den Ausschuß mehr Gehör zu schenken, da sonst obiger Fabrik sich genöthigt sehen, den Ausschuß nicht maßgebenden Faktor zu beachten. (Letzterer ist nach der Abstimmung am Dienstag bereits gefallen.) Nachdem Redner zu „Verschiedenes“ sprach, schloß der Vorsitzende, die Versammlung mit einem Hoch auf die Sozialdemokratie.

Nachschritt! Am Dienstag legte der Arbeiterausschuß Rothmann beide Resolutionen vor, worauf Herr Rothmann einging, am Mittwoch, den 2. Juli, Nachmittags 8 Uhr Konferenz von einem Kommissionsmitglied des Arbeiterausschusses, einem streikenden Polirer und dem Arbeiterausschuß, welche aber resultatlos verlief. Rothmann erklärte, alle Polirer könne er nicht stellen, da einzelne ihm die Leute abgehalten resp. gehindert bei ihm in Arbeit zu treten. Jedoch wenn jeder einwolle er sehen, wenn er einstelle. Hierauf ging die nicht ein. Natürlich galt auch hier der Arbeiterausschuß Meister Kindermann ist auf Grund seiner Manipulationen. Der Kampf dauert demzufolge fort und ist den Polirern nach genannter Fabrik fernzuhalten.

Eine öffentliche Versammlung der Vertriebswirthschaftlichen, welche außerordentlich zahlreich stattfand in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch im Schillerstraße 88 statt. Zu dieser Versammlung waren die Prinzipale eingeladen worden, es hatten jedoch nur zwei, nämlich Thomas, Kuble und Günther gewöhnt. Der Vorsitz in seinem Vortrage darauf hin, daß eine Arbeiterbewegung in die Augen falle, nämlich die allgemeine Arbeiterbewegung, welche schlechte Zeiten und große Nothzeiten aber es sei zu bezweifeln, ob die Ernährung hinterher juristisch stand. Sicher sei heute ein Uebelstand vor sich, dem man früher nicht zu rechnen hatte: die Unsicherheit der Existenz. Redner schilderte nun den stetig wachsenden Arbeitslosigkeit und deren verderblich auch für die Gastwirthschaftlichen. Der Prinzipal konnte des starken Angebots die Auswahl treffen und seine nach Belieben stellen. Man müsse sich hier klar machen, denn eigentlich unter der vorhandenen wirthschaftlichen werden solle. Der Einzelne sei dem Arbeitgeber gegenüber Null, anders sei es mit der Vereinigung; in dieser Einzelne sich stark fühlen und durch gemeinschaftliche Werke nur die Wahrheit gefunden. Die unmittelbare Vereinigung ist, daß Dinge, von denen die Oeffentlichkeit nichts wußte, nunmehr in die Oeffentlichkeit dringen, liege schon eine große Bedeutung, indem es den nicht mehr möglich sein werde, gewisse Praktiken ihre Angelegenheiten vorzunehmen. Die Organisation der Arbeiter müsse auf alle Arbeitgeber ein, der Einzelne könne sich mithin nicht darüber beschweren, daß der Druck härter lasse, als auf seinem Konkurrenten. Organisation allein werde freilich nicht alles erreichen, zur durchgreifenden Regelung aller die Arbeiterfragen sei die Gesetzgebung berufen. Diese Regelung werde von selbst kommen, sondern nur durch rege Mitarbeit der Arbeiter. Zu dieser Mitarbeiterschaft sei die der heutigen Zustände erforderlich, welche man durch die Fragen heranzugehen. (Lebhafte Beifall.) Herr Wiedemann als Korreferent noch näher auf das vorliegende Thema erläuterte den ökonomischen Entwicklungsengang, der zu den Zuständen auf wirthschaftlichem Gebiete geführt habe. Wirth Deter erklärte, daß ihn eine Lesart in hiesigen nach welcher die Kellner ins sozialdemokratische Lager gegangen seien, in die Versammlung geführt habe. Er habe ein sozialdemokratisches gemeinschaftlich mit konservativen Abgeordneten im Reichstag beantragt, auch zu bedenken. Der zur Gewerbenovelle gestellte Antrag leider die Zustimmung anderer Abgeordneten nicht erhalten das Gute überall, gleichviel wo es uns gegeben. Einen Anschlag an die allgemeine Arbeiterbewegung, die manches Gute geschaffen hat, kann ich jedoch nicht befürworten, wir uns unbeanstanden prüfen, kommen wir freilich zu der Meinung, daß wir alle Sozialisten sind, aber deshalb keine Sozialdemokraten. (Widerspruch.) Schließen Sie Partei an, wir sind sozialistisch genug. Treten Sie bei und geben Sie dem Vorstand die Regelung der Frauensold in die Hand. (Beifall und Widerspruch.) Meyer bemerkt, der Vorstand möge dafür sorgen, „Damenbedienung“ nicht überhand nehmen. Gastwirth Berg: Das Standesinteresse stehe ihm näher wie das der Arbeiter, deshalb ergreife er das Wort. Wenn es gelänge, politisch in zwei Lager zu spalten, so würden nur die den Vortheil haben. (Widerspruch.) Redner verwahrt dagegen, die Kellnerbewegung sechs Jahre lang nicht zu haben. In der letzten Versammlung sei ein Stück rothes Tuch behandelt worden, das vor einem geschwenkt werde. (Unruhe.) Dem Weiterführung wurde Ende machen müssen. (Stürmischer Beifall.) Sozialdemokraten alle, daß wir aber deshalb Sozialdemokraten sein nicht nothwendig. (Große Unruhe.) Es wird gut sein, auch mal Redner von anderen Parteien hören. Gilt vor einer einseitigen politischen Richtung, helfen Sie erst die Zustände in unserem Gewerbe bessern. Herr Wiedemann Vorredner entgegen, daß dieser allerdings lang Vorhänder des Vereins Berliner Gastwirthschaftlichen seien; für die Gehilfen sei aber in der ganzen Höhe von Belang erreicht worden. Jetzt sei der Vorredner solcher dafür, daß man sich der allgemeinen Arbeiterbewegung zuwenden, da nur von dieser etwas für die Kollegen zu sei. Er selbst bekenne sich offen als Sozialdemokrat. Gilt sprachen noch die Herren Zimmermann, Kuhn, Wilschke. Letzterer wurde durch Geschrei und Unruhe unterbrochen, als er der Versammlung die Ansichten der Sozialdemokratie in Bezug auf die Frauennarbeit mittheilte. Seine Ausführungen gipfelten in der Auffassung, daß die Gleichberechtigung der Frauen anerkannt müsse. Herr Wiedemann schilderte die Zustände auf der Schlemmerstraße während des schließens. An der Hand von Thatsachen zeigte Redner, wie raffinierten Weise man dort die Kellner abgehalten sich für den Anschlag an die Sozialdemokratie er wurde in seinen Ausführungen aber derartig durchgeleitet, daß er vom Podium abtreten mußte. Herr Berg mit dem Herrn Herzberg scharf ins Gericht, der die

edners durch Zwischenrufe abzuschwächen suchte. Es entstand durch schließlich ein solcher Tumult, daß der Vorsitzende sich nicht mehr zu halten vermochte und die Versammlung zu vertagen und die Ordnung zu bewahren, den Zwischenrufer aus dem Saal zu führen. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, wurde über drei Resolutionen abgestimmt, von denen die folgende den Inhalt der Versammlung im Wesentlichen wiedergibt:

Die heute im Saale des Herrn Philipp, Rosenhägerstraße 88, tagende öffentliche Versammlung der Gastwirthschaftsgehilfen Berlins und Umgegend erklärt sich mit den Ausführungen der Referenten einverstanden und beschließt hiermit, sich der allgemeinen modernen Arbeiterbewegung anzuschließen, weil sie nur dadurch eine Reform der bestehenden mißlichen Lohn- und Arbeitsverhältnisse erwartet. Gleichzeitig erklären die Anwesenden, die Mitgliedschaft des Vereins Berliner Gastwirthschaftsgehilfen erwerben zu wollen, um diesen Verein zu einer geschlossenen unbefugbaren Macht (Gegenüber den bestehenden Provinzialvereinen, welche nur ihre, nicht aber die Vorteile anderer Kollegen zu erreichen suchen) zu gestalten; denn nur durch geschlossenes Vorgehen ist etwas Ganzes zu erreichen.

In einer von den beiden anderen Resolutionen wird es für unerlässlich erklärt, daß die Stadt Berlin 40 000 M. für das Schloß bewilligt habe, ohne sich auch nur im mindesten um die Uebelstände zu kümmern, welche auf dem Festplatz für die Berliner Kellner vorhanden waren. Die Resolutionen wurden einstimmig angenommen. Mit Hochs auf die Arbeiterbewegung und die Hamburger Kollegen schloß die Versammlung.

Eine öffentliche Generalversammlung der Maurer, Arbeiter und sonstiger Interessenten Berlins und Umgegend am 16. d. Mts. unter der Leitung der Herren Fiedler, Rehle (Polier) und Fischer im Saale der Altienbrauerei Friedrichshain. Der erste Punkt der Tagesordnung, welcher zur Verhandlung gelangte, lautete: „Das Verhalten der Maurerpoliere und welche Stellung nehmen sie Berliner Maurer hierzu ein?“ Das Referat über diese Frage hatte Herr Wilschke übernommen. Derselbe richtete voraus, daß es durchaus nicht die Absicht sei, durch die Stellung obiger Tagesordnung einen Zwiespalt zwischen den Bauarbeitern und den Polieren hervorzurufen, vielmehr wäre der Grundgedanke, das Solidaritätsgefühl zwischen beiden Kategorien zu festigen. Es sei nicht zu leugnen, daß heute die Stellung der Poliere zu den Bauarbeitern eine gänzlich andere sei, als ebend, wo Poliere und Arbeiter solidarisch waren. Das Poliersystem habe sich unter den heutigen wirthschaftlichen und Arbeitsverhältnissen wesentlich anders gestaltet, als es früher der Fall war. Hieran seien weniger die Poliere schuld, als das heutige Produktions- bzw. Ausbeutungssystem des Unternehmthums, welches die Poliere ebenfalls nur als Mittel zum Zweck benutze, die Arbeitskraft nach Möglichkeit auszunutzen. Die Poliere seien in drei Kategorien zu sondern und zwar seien zu unterscheiden diejenigen, welche sich mit den Arbeitern solidarisch erklären und deren Interessen mit vertreten; ferner solche, welche sich, gestützt auf ihre theoretischen Kenntnisse nicht immer aber auch praktische, etwas höheres denken, als die praktischen Arbeiter und eine Interessengemeinschaft mit den Arbeitern für ausgeschloffen erachten. Die dritte Kategorie sei das sogenannte „Beamtenhum“, welche sich willenlos den Wünschen der Unternehmer unterordnen und in der Ausübung ihres Amtes in schroffer Weise gegen die „Arbeiter“ vorgehen. Viele dieser Poliere seien thätig nur als „Treiber“ hinter den Kollegen, aus deren Kreisen sie größtentheils hervorgegangen sind. Solche Verhältnisse können nun und nimmer ein gedeihliches Zusammenwirken zwischen beiden Parteien platzgreifen lassen. Unter den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen seien auch die Poliere nicht sicher, daß sie nicht morgen ihrer Stellung entzogen und angewiesen sind, an der Seite ihrer bisherigen „Untergebenen“ ihr Brot zu verdienen. Deshalb sollten die Poliere bedenken, daß sie nicht allein dazu da seien, den Standpunkt des Unternehmthums in schroffer Weise zu vertreten, sondern eine vermittelnde Stellung zwischen Kapital und Arbeit einzunehmen. Die Erfahrung habe gezeigt, daß bei Lohnkämpfen ein großer Theil der Polierschaft den Interessen der Arbeiter entgegenwirkte. Bei eintretenden Lohnkämpfen habe sich auch ein gewisses „Spezialarbeiterhum“ breit gemacht, welches die arbeitereigenen Poliere befehlige. Durch ein Zusammenhalten der Poliere mit den Arbeitern könnte viel getan werden zur Befestigung dieses schmutzigen Poliersystems. Bei richtiger Erkenntniß ihrer Lage müßten die Poliere zu der Einsicht kommen, daß sie das Solidaritätsgefühl mit der Gesellschaft zu pflegen hätten. Würde dieses gegeben, dann würden auch gedeihliche Verhältnisse auf den Bauten Platz greifen. Maurerpolier F r i e h maß die hauptsächliche Schuld an dem ungleichlichen Verhältnisse, welches heute größtentheils zwischen Polieren und Gesellen auf den Bauten herrsche, den Gesellen bei, welche die Poliere „verschmarozten“ oder „vergewaltigten“ und verursachte durch seine Ausführungen einige Unruhe in der Versammlung. Herr K a r l S c h m i d diente dem Vorredner durch Schilderung einiger eigener Erfahrungen beim „Maurerpolier F r i e h“ auf seine Anzuspargen, infolge dessen der Vorsitzende Veranlassung nahm, zur sachlichen Diskussion aufzufordern. Herr W e i ß e führte seinerseits die gegenwärtige Stellung zwischen Polieren und der Gesellschaft ebenfalls auf die heutige Produktionsweise zurück. Er konstatierte als Thatsache, daß viele, wohl die meisten der „alten“ Poliere auf der Straße liegen und mit Hammer und Keil ihr Brot zu verdienen suchen müßten. Er empfahl den jetzigen Polieren, im eigenen Interesse sich mit den Gesellen solidarisch zu erklären und nicht in brutaler Weise ihre „Autorität“ geltend zu machen. Herr D i e t r i c h P u g e r appellirte an das Solidaritätsgefühl der Poliere, unter Hinweis auf Hamburg, woselbst das Kapital befreit sei, das den Arbeitern gesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht illusorisch zu machen und wo sich die Poliere auf die Seite des Unternehmthums gestellt haben. Das Solidaritätsgefühl bei den Polieren abhandeln gekommen. Troßdem die Poliere heute Herren seien auf den Bauten, würden sie doch nur vom Kapitale ausgenutzt und ihnen würde die ganze Verantwortlichkeit aufgebald. Auch in Berlin wäre der Zeitpunkt nicht fern, wo das Unternehmthum gegen das Koalitionsrecht vorgehen würde, wie in Hamburg. Dann wäre es an den Polieren, diesem Beginnen energisch entgegenzutreten, indem sie sich mit den Gesellen solidarisch erklären. Würden sie dies thun, dann würden sie viel dazu beitragen, den so wünschenswerthen Frieden auf den Bauten herbeizuführen. Polier D e c k e r äußerte sich in sehr verständiger Weise über das Verhältniß zwischen Polieren und Gesellen, sich auf einen sehr vernünftigen Standpunkt stellend und die Erörterung ausprechend, daß auch die jetzt noch verblendeten Poliere ihre Lage erkennen werden. Herr H e m p e l warnte davor, irgend einen Beschluß zu fassen in der Poliersache, da ein Beschluß unzuführbar sei, indem die Berliner Maurerschaft noch immer unter dem Mangel an Organisation leide. Zur Debatte sprachen weiter noch die Herren D ä m m i c h, F o r l e, Polier S c h m o h l und Herr K r i e g. In seinem Schlussworte betonte der Referent die Bereitwilligkeit der Berliner Maurerschaft, geordnete Verhältnisse mit den Polieren anzubahnen, ohne sich in diesen diesen zu fügen zu wollen und nahm für die Gesellschaft das Verdienst in Anspruch, den ersten Anstoß hierzu gegeben zu haben und den Polieren mit gutem Beispiele vorangegangen zu sein. Um dem heutigen Ausbeutungssystem wirksam entgegenzutreten zu können, hielt er eine gemeinsame starke Organisation für erforderlich und ein Zusammengehen der Polierschaft mit der Gesellschaft. Die Versammlung stimmte folgender Erklärung einstimmig zu:

Die heutige Versammlung der Maurer, P u g e r, Bauarbeiter 2c. giebt folgende Erklärung ab:

1. Die Versammlung erkennt die leidige Zwischenstellung, welche die Poliere auf den Bauten einnehmen, insoweit an, als sie dieselbe aus den heutigen traurigen wirthschaftlichen Verhältnissen herleitet.

2. Sofern bei den Polieren die ehrliche Absicht vorhanden ist, sich mit den Maurern solidarisch erklären zu wollen, mögen sie die Maurer auf ihren Bauten in Arbeit stellen, welche sie von dem bestehenden ständigen Bureau der Freien Vereinigung der Maurer Berlins und Umgegend anempfohlen erhalten können. Auf diese Weise kann der Friede zwischen den Bauhandwerkern und Polieren wieder hergestellt werden.

Der nächste Punkt der Tagesordnung: „Stellungnahme zu dem auf dem 7. deutschen Maurerkongresse anerkannten Fachorgane wurde sowohl der vorgeschickten Zeit wegen, als auch um den Kollegen genügend Gelegenheit zur Information zu geben, bis nach dem Erscheinen der Kongressprotokolle verlagert. Auch der Punkt „Verschiedenes“ blieb unerledigt und wurde nach einigen Mittheilungen die Versammlung, welcher weitere folgen sollen, geschlossen.

Eine Versammlung der Freien Vereinigung der Handwerker und deutschen Handhuhmacher fand am 14. d. M. bei Weid statt. Auf der Tagesordnung stand: 1. Vortrag des Herrn T a s c h über Telephone und Mikrophone, verbunden mit Demonstrationen. 2. Verschiedenes. Nach der Verlesung des Protokolls, welches für richtig befunden wurde, erhielt Herr T a s c h das Wort zum Vortrage. Derselbe entledigte sich seiner Aufgabe in sehr geschickter Weise. Nach Verlesung der neueingelaufenen Balancen kam der Vorsitzende, Herr B o s j i n s k y, auf die Bewegung der Bauarbeiter Hamburgs zu sprechen und kritisirte das jetzige Vorgehen der Unternehmer in scharfer Weise. Sämtliche Arbeiter Deutschlands müßten für die Hamburger Kollegen eintreten; denn dieselben verstehen jetzt nicht mehr ihre eigene Sache, sondern die allgemeine Arbeitersache. Nach kurzer Debatte wurde der Antrag, den Hamburger Maurern sowie den Zimmerern je 10 Mark zu bewilligen, angenommen und auf Pfsten für die Greiter Weber 7,50 M. gesammelt. Herr G l ä s e r erstattete den Revisionsbericht und konstatierte eine Einnahme von 117 Mark und eine Ausgabe von 81 Mark. Nach Abzug der oben bewilligten 20 Mark bleibt ein Kasseebestand von 16 Mark. Nach der Mittheilung des Vorsitzenden, sobald der Fonds ein größerer ist, eine Arbeiter-Bibliothek anzuschaffen, schloß die Versammlung.

Der Militärschneider-Verein hielt am Sonnabend, den 12. Juli, in Feuersteins Salon eine Mitglieder-Versammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Wie und wodurch halten wir unsere Errungenschaften aus dem Streik fest? Referent: Herr L i n d. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Angelegenheiten. Nachdem das Protokoll aus der letzten Versammlung verlesen und angenommen, erhielt der Referent das Wort zu seinem Vortrage, in welchem er erwähnte, daß die Militärschneider sich erst vor ganz kurzer Zeit zur Freude anderer Gewerkschaften organisiert und ebenfalls einen Streik siegreich durchgeföhrt haben. Jetzt gilt es aber, diesen errungenen Lohn festzuhalten. Nur durch eine strenge und feste Organisation aller Kollegen sei es möglich, auf die Geschäftsinhaber einen Druck auszuüben und deren Willkür ein halt zu gebieten. Da nun die Herren Geschäftsinhaber die sehr gerechten und bescheidenen Forderungen der Arbeiter als ungerechtfertigt hinstellen, so schließen sie feste Fabrikantenterränge und versuchen, wie wir jetzt in Hamburg sehen, die Organisation der Arbeiter zu sprengen und die Arbeiter mit allen, wenn auch sehr unlauteren Mitteln, in ihren Bestrebungen auf Verbesserung ihrer gedrückten Lage zu verhindern. Die Handlungen, die der Staatsanwalt, wenn sie von Arbeitern ausgehen, sogar von solchen, die nicht einmal die nöthige Kenntniß besitzen, um das Strafbare derselben zu kennen, sofort verfolgt, kann sich der Fabrikant, ohne irgend welche Gefahr zu laufen, erlauben. Es werden schwarze Listen angefertigt und unliebsame Arbeiter darauf verzeichnet. Dieses Treiben hat bis jetzt noch kein Staatsanwalt für Verrückterklärung angesehen. Der Arbeiter muß darum mehr als bisher das Gefährliche seiner Lage einsehen und begreifen lernen, daß nur vermöge einer starken Organisation, die fest geschlossen ist, wie eine Kette, dem Uebermuth des Kapitals ein Damm entgegengesetzt werden kann. Hierauf folgte dem Referenten reichlicher Beifall und eine rege und ausgedehnte Diskussion, welche sich im Sinne des Referenten gestaltete. Hierauf folgte eine Pause von 15 Minuten, um den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, Beiträge zu entrichten und die Streiksondarten in Empfang zu nehmen. Es wurde auch ein sehr ausgiebiger Gebrauch davon gemacht. Unter „Verschiedenes“ wurde noch erwähnt, daß sich die Agitationskommission der Lieferungs-Schneider nicht hören lasse; es wäre doch bald an der Zeit, daß von dieser Kommission eine Versammlung einberufen würde. Die Offizierschneider haben deshalb zu erscheinen und die Kollegen, welche in ihrem Lohn noch niedriger dastehen, thätkräftig zu unterstützen. Hierauf schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Eine gutbesuchte Mitglieder-Versammlung des Fachvereins der in den Glas- und Porzellanfabriken beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen tagte am Dienstag, den 15. Juli in Scheffer's Salon, Inselstraße Nr. 10. Die Tagesordnung lautete: 1. Bericht über den Kassirer. 2. Vortrag des Herrn August S t a n t h e r über: „Die Gewerkschaftsorganisation und ihre Bedeutung.“ Nachdem der Kassirer den Vierteljahresbericht verlesen, welche die Revisoren auf die Richtigkeit hin bestätigten und dem Kassirer Decharge erteilt war, hielt Herr S t a n t h e r seinen Vortrag. Redner stellte fest, daß die deutschen Arbeiter in der Gewerkschaftsorganisation in den letzten Jahren sehr zurückgeblieben sind gegen die Arbeiter anderer Länder, was hauptsächlich seinen Grund darin hat, daß man die Führer der Bewegung auf Grund des Sozialistengesetzes auswies, oder durch andere Machinationen in ihre Thätigkeit hemmte. Referent wies ferner darauf hin, daß die Engländer eine viel größere Koalitionsfreiheit errungen haben, als die deutschen Arbeiter. Wir haben das Koalitionsrecht so zu sagen nur auf Papier. Das Koalitionsrecht ließe nur den oberen Zehntausend zu, wie es ja die Hamburger Verhältnisse beweisen. Referent kam dann auf die traurigen Gewerkschaftsverhältnisse zu sprechen. Der Arbeiter, welcher alle Werke der Arbeiter schaft, im Uebermaß konsumirt. Die Bourgeoisie ist nur darauf bedacht, die Arbeiter in der Verdummung zu erhalten, indem sie diesen das Cinopoein vom Himmel und besseren Jenseits einpauken. Die Arbeiter und Arbeiterinnen glauben aber nicht mehr an solche Ammenmärchen. Bei diesen Worten wurde die Versammlung vom überwachenden Beamten auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes aufgelöst.

Eine öffentliche Versammlung der Graveure und Ziseleure fand am 16. Juli im Lokale des Herrn Klein, Oranienstraße, statt. Auf der Tagesordnung stand: 1. Ist es zweckmäßig in diesem Jahre einen Kongress der deutschen Graveure und Ziseleure einzuberufen? 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. In das Bureau wurden die Herren W i n k l e, Schwahn und Michan gewählt. Zum ersten Punkt der Tagesordnung ergriff Herr W. J a c das Wort. Er führte aus:

Vor hundert Jahren sei das Graveur- und Ziseleur-Gewerbe noch als Kunstgewerbe betrachtet worden; jetzt dagegen mache sich die kapitalistische Produktion mit allen ihren schlechten Ausflüssen auch hier geltend. Vor zehn Jahren noch sei gut bezahlt worden. Hierdurch wurde ein großes Angebot von Lehrlingen hervorgerufen. Die Unternehmer griffen natürlich zu; es bald bot sich ihnen ja ein großes Ausbeutungsfeld dar. Bald nahm auch die Sonntags- und Ueberzeitarbeit rapide zu und verursachte große Arbeitslosigkeit unter den Kollegen. Vor sechs bis acht Jahren wurde ein hagerer Ansehens der Graveure und Ziseleure geräntet, um gegen die Unternehmenschaft Front zu machen. Jedoch erst vor ca. vier Jahren wurde von den Kollegen der richtige Weg erkannt, den man gehen müsse, um etwas Positives zu erreichen. Erst jetzt schloß man sich voll und ganz der allgemeinen Arbeiterbewegung an. In diesem Jahre sei nun die allgemeine deutsche Graveur- und Ziseleurkongresse aufgerufen, über welchen sich die Kollegenchaft Deutschlands ansprechen könne. Die Berliner Agitationskommission habe die Sache zur Regelung übertragen bekommen und mache den Vorschlag, einen

Kongress vom 22. bis 24. September in Erfurt mit folgender Tagesordnung stattfinden zu lassen: 1. Bericht der Delegirten über die Lage des Gewerbes in den einzelnen Städten. 2. Organisationsfrage (Lokal- oder Zentralorganisation). 3. Fachpresse. 4. Der Werth der Verkürzung der Arbeitszeit. 5. Der Werth der Statistik. 6. Das Lehrlingswesen. 7. Arbeitsnachweis, Wanderunterstützung und Herbergswesen. Nachdem der Referent die für den Kongress in Aussicht genommenen Punkte einer näheren Besprechung unterzogen hatte, schloß er mit einer Mahnung an die Kollegen, zu jeder Zeit mitzuarbeiten an der Befreiung der arbeitenden Massen vom Joch des Kapitals. (Beifall.) An der Diskussion beteiligten sich die Herren Schimansky, N i c h n o und G u t t m a n n. Nach dem Schlusswort des Referenten wurde folgende Resolution angenommen: Die Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden und beschließt, den Kongress zu beschicken, um uns so zu organisieren, wie es die heutigen Verhältnisse erfordern.“ Darauf wurde beschlossen, vier Delegirte zum Kongress zu entsenden. Es wurden als solche die Herren G u t t m a n n, U h r b a c h, W. J a c und Schimansky gewählt. Die Agitationskommission wurde beauftragt, 150 M. von den Agitationsgeldern den Delegirten zu übergeben. Nachdem an Stelle des austretenden Herrn W i n k l e Herr U h r b a c h in die Agitationskommission gewählt worden, wurde die Versammlung geschlossen.

Eine sehr stark besuchte Versammlung für Männer und Frauen fand Sonntag, den 18. Juli, in May's Festsaal unter Leitung der Herren F r i e d e, G i e d e, H e r z b e r g statt. Das Referat hatte Herr W e i ß e übernommen. Derselbe besprach zuerst die Entwickelung des menschlichen Wissens, und wie der Mensch sich durch sein Wissen die Natur unterworfen habe. Zuerst habe sich der Fortschritt des Wissens allerdings in Gestalt des Glaubens gezeigt. Ursprünglich haben die Menschen im Glauben einen festen Halt gefunden. Die älteren Leute seien es von je her gewesen, welche aus Furcht vor geistiger Obdachlosigkeit am starren Dogma festgehalten haben, während die jüngeren Leute mehr Uebernehmungsgeist zeigen, ein neues Haus aufzubauen. Der Redner geht dann zu den heutigen Wissenschaften über und bemerkt in der Kritik derselben, sie wären, wenn man von den Naturwissenschaften absehe, gefühl- und charakterlos. Dagegen habe schon J. J. R o u s s e a u mit Erfolg angekämpft, welcher von einem solchen, das im engen Zusammenhang stehe mit dem Leben. Es wäre, führt Redner weiter aus, eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, darnach zu forschen, auf welche Weise Noth und Elend, Hunger und Obdachlosigkeit von der Erde zu bannen seien. Bisher habe die Wissenschaft diese wichtige Mission nicht erfüllt, sie habe nur allein im Dienste einer kleinen Minderheit gestanden und für diese gearbeitet. Im Interesse dieser Minderheit habe es daher stets gelegen, den Massen des Volkes allgemeine Aufklärung und Bildung zu entziehen, weil sie eingeschaut hätte, daß sie nur so die Massen beherrschen könnte. Der Referent bespricht dann noch eingehender die heutigen Schulverhältnisse und die Mängel unserer Volksschulen und Gymnasien. Die Schule von heute sei nicht das, was sie sein sollte und müsse, eine wahre Bildungsanstalt des Volkes. Wenn erst die Gelehrten erkennen werden, daß das Hinaustragen des Wissens in die Massen zur allgemeinen Wohlfahrt führe, dann wird sich auch bei ihnen das Selbstbewußtsein haben und die Wissenschaft wird die ihr jetzt anhaftende Charakterlosigkeit verlieren. Reicher Beifall lohnte den Ausführungen des Redners. An der Diskussion beteiligten sich die Herren L ö f f l e, S ä n d e r m a n n, F r e i l e i n W a b n i y und Frau Kolbe.

Es wurde auf Antrag des Herrn W i l d e das Bureau der Versammlung beauftragt, auch weiterhin an Sonntagen öffentliche Versammlungen mit wissenschaftlichen Vorträgen einzuberufen. Auch wurde der Antrag, zur Deckung der Unkosten beim Verlassen des Saales die Tagesversammlung fortzusetzen und einen etwaigen Ueberschuß den Hamburger Arbeitern zu überweisen, einstimmig angenommen. Ferner gelangte folgende Resolution zur Annahme:

„Die heutige Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden und beschließt, nur auf das „Berliner Volksblatt“ und die „Berliner Volks-Tribüne“ zu abonnieren, da die bürgerliche Presse den an eine Presse zu stellenden Anforderungen, als Volksbildungsmittel zu dienen, nicht genügt.“

Unter Verschiedenem brachte Frau G u d e l a eine Beschwerde gegen den Inhaber des Saales vor, und wurde das Bureau beauftragt, diesen Fall der Lokalkommission zu unterbreiten.

Eine öffentliche Versammlung sammliger Studienteure Berlins und Umgegend war zum Sonntag, den 13. Juli, im Lokale des Herrn J e m e r, Müngstr. 11, einberufen. Das Bureau bestand aus den Kollegen W. S c h u l z, F. S c h e r b i n g und K o t t i c h y. Die Tagesordnung lautete: 1. Rechnungslegung der Vertrauensleute und Wahl zweier Revisoren. 2. Wie stellen wir uns zur Wahl von Delegirten zum zweiten deutschen Studienteurkongress. 3. Verschiedene Gewerkschafts-Angelegenheiten. Zunächst ergriff Herr W e i z e r zu der Aroderung des Wortes. Die Einnahme betrug 219 M. 10 Pf., der einer Ausgabe von 188 M. 5 Pf. gegenüberstand, so daß 81 M. 5 Pf. als Bestand verbleibt. Einige Redner sprachen sich nunmehr dahin aus, daß die Rechnung nicht klar genug erscheine, und wünschten, da man es der Offenlichkeit schuldig ist, dieselbe künftig genauer präzisire, welches auch die Vertrauensleute beachten werden. Zur Wahl der Revisoren geschritten, ergab die Kandidatenliste deren drei, und zwar die Herren K e s s e r, M e t t e n und S c h m i d e l, welche dann auch von der Versammlung gewählt wurden. In der Debatte behufs Wahl von Delegirten zum zweiten deutschen Studienteurkongress hob Herr F. G r i n e n b e r g hervor, daß der erste Kongress noch nichts geschaffen habe, auch hätten die meisten Kollegen für diese Sache kein Verständniß. Redner rief daher von einer Wahl ab.

Diese Ausführungen wurden aber von mehreren Rednern widerlegt, indem uns durch die rege Thätigkeit der Agitationskommission 5 Städte, in denen Freigewerke gegründet, zugeführt wurden. Auch sprachen dieselben Redner sich dahin aus, daß es unbedingt notwendig sei, den Kongress zu beschicken; und wenn die Beteiligung in den Versammlungen noch so gering ist, so müsse man nicht die Hoffnung aufgeben, man müsse vielmehr außerhalb derselben, an den Arbeitsstätten fleißig agitieren und die Kollegen aufklären. Demzufolge wurde der Antrag angenommen, zwei Delegirte zu schicken und die Kosten durch freiwillige Beiträge auf Sammellisten aufzubringen. Dieselben sind bei Herrn M e g e r in Empfang zu nehmen. Die Wahl traf auf die Herren M a r k e r und W r a u m, welche auch annahmen, sich aber vorbehielten, kein gebundenes, sondern ein freies Mandat mit auf den Weg zu erhalten. Nun sollte man sich rege an den Sammlungen beteiligen und die Kollegen an ihre Pflicht erinnern. Zum Schluß verliest der Vorsitzende einen Brief, betreffend die Firma H e n s e l e r in Dresden, und wird ein jeder Kollege gewarnt, dorthin zu reisen. Die Firma erklärt Annoncen, durch welche ein starkes Angebot bezweckt wird, um dann die Löhne herabzudrücken zu können; die Firma Schulze ebendasselbe betreibt dasselbe. Nähere Auskunft ist zu ertheilen bereit: Hugo H e i n k e, Straße C., Nr. 32 l. Da die Tagesordnung erschöpft, wurde die Versammlung geschlossen.

Sommern (Kreis Jerichow), 7. Juli. Hier fand gestern eine Arbeiter-Versammlung, in welcher die Gründung eines Arbeitervereins angebahnt wurde. Seit einer Reihe von Jahren herrschen hier unter den Arbeitern die trübseligsten Gewerkschaftsverhältnisse, namentlich für die anstrengenden Arbeiter in den Steinbrüchen, die seit einer Reihe von Jahren, anfänglich von kleinen Unternehmern erschlossen sind, die zuerst die mühevollste und fruchtbarste und schließlich selbst verrichteten, später aber, als sich Geldgewinn und damit neue Unternehmungslust den Stein-

